Und meistens glücklich

Erinnerungen an und um die

WAFFENSCHMIEDE in Kiel-Holtenau

aus fast 75 Jahren

Rainer Rieken

Im Eigenverlag
canal-Edition
© Rainer Rieken 2022
24159 Kiel-Holtenau
rieken@web.de

Download des ganzen Buches als pdf-Datei:
https://www.vebquerstrom.de/index.php/item/932-rainer-rieken-und-meistens-gluecklich

ISBN 978-3-00-072250-9

Aufgenommen ca. 2000

Vorwort

Ich will Ihnen im Folgenden aus meinem Leben erzählen. Warum? Fragen Sie bei Obama oder Churchill auch danach?

Das Leben ansich ist interessant. Ich finde ja, meines auch – jedenfalls bisher… Und im Gegensatz zu den beiden Erstgenannten, habe ich nie jemanden je in Kriege oder kriegerische Einsätze geschickt. In diesem Buch soll es also vor allem um mich und später auch um die Frau meines Lebens, meine Ehefrau Erika, gehen sowie um Holtenau, den Kanal und das Hotel und Restaurant WAFFENSCHMIEDE. Ich kann und will auch nicht alles erzählen: Das nennt man professionelle Diskretion – die hat man als Hotelier – gegenüber den nichtgenannten Personen oder Vorkommnissen! Aber es wird trotzdem interessant, glaube ich.

Dass es aber ein Werk mit über 60.000 Worten werden würde, hatte ich nicht erwartet, als ich mit dem Schreiben anfing.

Ich will hier gleich einmal klarstellen, dass ich vor allem Holtenauer bin, erst in zweiter Linie Kieler! Kieler sind viele – ca. 250.000, wir Holtenauer sind im Vergleich nur wenige – nur ca. 5.000 – und geborene Holtenauer vielleicht 1.000?

Holtenau ist bekanntlich der Ortsteil von Kiel, der nördlich des Kiel-Canals liegt. Kiel ist für mich also die südliche Vorstadt von Holtenau, die beiden Ortsteile werden durch den Kanal getrennt. Manche nennen ihn immer noch den KAISER-WILHELM-KANAL, was sich für heutige Ohren irgendwie

putzig anhört, andere nennen ihn den NORD-OSTSEE-KANAL und vernünftige Menschen sagen KIEL-CANAL.

KIEL-CANAL ist die internationale Bezeichnung für die meistbefahrene Wasserstraße der Welt. Nun gut, das behaupten die Ägypter vom SUEZ-KANAL und die Panamesen vom PANAMA-KANAL auch. Und ich vermute, einige andere irgendwo auf der Welt auch. China ist zum Beispiel weit und groß, keine Ahnung, welche vielbefahrenen Wasserstraßen der Chinese hat! Ist ja eigentlich auch egal. Jedenfalls ist er da, der Kiel- oder-wie-auch-immer-Kanal. Ich bin am und mit dem Kanal aufgewachsen und nach Jahren in der Schweiz bin ich mit meiner Ehefrau Erika an den Kanal zurückgekehrt. Also spielte und spielt der Kanal eine große und bestimmende Rolle in meinem Leben.

1895 wurde dieser „Kaiser-Wilhelm-Kanal“, dann „Nord-Ostsee-Kanal“ und heutige „Kiel-Canal“ fertiggestellt, der es angeblich unter anderem erlauben sollte, die kaiserliche Kriegsflotte schnell von der Ostsee in die Nordsee und zurück zu verlegen.

Mit dem Kanalbau und seiner Fertigstellung veränderte sich der Charakter des Dorfes Holtenau fundamental: Neue Behörden für den Kanalbetrieb hielten Einzug, Fachpersonal und Händler sowie die Schaffung notwendiger Infrastruktur (z.B. Brücke und Fähre über den Kanal) führten zu einer heute noch sichtbaren zusätzlichen zeittypischen Backstein-Bebauung, die den damals noch dörflichen Charakter deutlich zurückdrängte. Zu dieser Zeit hatte Holtenau knapp 1.100 Einwohner, 1948 waren es dann ca. 2.000 und heute sind es um die 5.000.

An die nach dem Krieg ankommenden Flüchtlinge aus den ehemals deutschen Ostgebieten erinnern die Namen

Pommern- und Danzig-Siedlung in der heutigen Gravensteiner Straße.

Wenn Sie diesen Text lesen, wird Ihnen auffallen, dass bestimmte Wendungen Ihnen sehr vertraut vorkommen, dass Die sie so aber nicht im Duden finden. Mag sein, ist mir egal – für mich ist das „Holtenauerisch“ und damit „sehr richtig“…

Im Teil 3, der unsere Kieler Jahre beschreibt, verwende ich bestimmt einige Male das Wort „ich“, wo ich „wir“ sagen sollte und tatsächlich Erika und mich meine. Das ist mir beim Korrekturlesen dann leider durchgerutscht, liebe Erika.

Teil 1

Krieg & Nachkriegszeit

Schulzeit

Jugend

Moses

Lehre

Kindheit und Jugend in Holtenau. 1943 bis 1961

Die Welt empfing mich mit Wahnsinn und Donnerhall: 2. Weltkrieg! Ich finde, das hätte nicht Not getan. Meine ersten Lebensjahre waren also von Krieg, Verlust, Hunger und Elend um mich herum gekennzeichnet. Kiel wurde von Engländern und US-Amerikanern als strategischer Kriegshafen (oder nur so?) „platt gemacht“. Die Stadt lag danach im wahrsten Sinne „am Boden“.
In den Nachkriegsjahren ging es langsam bergauf, die Stadt berappelte sich nicht zuletzt durch Großaufträge von Aristoteles Sokrates Homer Onassis an die Howaldtswerke.
Für mich prägend waren die Jahre an der Timm-Kröger-Schule. Erst bei der Arbeit an diesem Buch ist mir auf Fotos aus der Zeit klar geworden, wie dreckig und deprimierend mein Schulweg an Gaswerk am Kanal entlang damals tatsächlich war. Damals habe ich das nicht wahrgenommen.
Und trotzdem hatte ich eine gute Jugend, jedenfalls habe ich es nie anders empfunden.
In den 50er Jahren begann das sog. deutsche Wirtschaftswunder.

Zeitleiste 1943 bis 1962

Jahr	Zeitraum	Geschehen
1943	19. Jan.	Meine Geburt
1944	11. Aug.	Ausgebombt
1945	4. Mai	Britische Truppen rücken in Kiel ein.
1945	Mai	Kriegsende
1947		1. Erinnerung: „Eis- und Hungerwinter“
1949	1. April	Einschulung Grundschule Holtenau
1952	16. Feb.	Geburt meiner Schwester
1954	1. April	Umschulung auf die Timm-Kröger-Schule
1954		MS Wik ersetzt die SS Holtenau als Fähre
1955/ 56	Winter	Kinderheim KÖHLER auf Föhr
1955		Erhalt des Grundstücks am Voß-Ufer
1955	Juli	Kiels schönster Juli seit 82 Jahren
1956	20. April	Wiedereröffnung ZUR WAFFENSCHMIEDE
1956	06.Juli.-15. Aug.	Sommerferien: 1. Fahrt auf der „Köhlfleet“
1956	Winter	Der nächste Eiswinter
1957	06. Juli. - 15. Aug.	Sommerferien: 2. Fahrt auf der „Köhlfleet“, diesmal als Moses

1958	24. Juli. - 02.Sept.	Sommerferien: 3. Fahrt auf der „Köhlfleet“, wieder als Moses
1959	24.3.	Schulentlassung
1959	Sommer	Jahrhundertsommer
1959	1. April	Beginn der Lehre im HOTEL FLENSBURGER HOF
1961		Deutscher Mannschaftsmeister
1962	16./17. Feb.	Sturmflut (in Hamburg)
1962	31.3.	Lehre im HOTEL FLENSBURGER HOF beendet
1962	16. Dez.	**Abfahrt nach Lugano**

Heimat Holtenau

In Memoiren geht es um einen Menschen, in dieser soll es um mich gehen. Also kommen wir gleich einmal zu mir: Ich wurde am 19. Januar 1943 mitten im 2. Weltkrieg in unmittelbarer Nähe des Kanals geboren, wuchs nach dem Krieg am Kanal auf, spielte am und schwamm im Kanal (bis das natürlich verboten wurde), verließ den Kanal für einige „Schweizer Jahre“ und kehrte dann 1970 wieder an das nördliche Hochufer – die bessere, weil Sonnenseite! – des Kanals in Holtenau zurück, um dort gemeinsam mit meiner Ehefrau Erika 1971 von meinen Eltern die kleine Pension mit Gaststube ZUR WAFFENSCHMIEDE zu übernehmen und um daraus. ein anspruchsvolles Hotel und Restaurant zu machen, das wir gemeinsam etwas mehr als 50 Jahre erfolgreich bis ins Jahr 2022 betrieben.

Im Endeffekt habe ich mich von meiner Geburtsstätte in 78+ Jahren örtlich zunächst nur um 200 Meter, jetzt, nachdem wir das Hotel abgegeben haben um ca. 1 Kilometer bewegt. Als ich/wir nach Holtenau zurückkehrten war ich, glaube ich, aber nicht mehr derselbe, wie der, der 1962 Holtenau verlassen hatte. Die Schweizer Jahre brachten entscheidende Erfahrungen in meinem Leben.

Aber ich greife vor! Holtenau ist meine Heimat. In Holtenau bin ich – wie gesagt - im Januar 1943 in der Gravensteiner Straße 26 zur Welt gekommen. Und ja, wenn *dat sein mut, denn schnak´ik och Platt*. Meine Mutter war bei meiner Geburt 32 Jahre alt und seit 1942 in zweiter Ehe mit meinem Vater Max Rieken verheiratet. Ihr erster Ehemann, Fritz Kolz, der offenbar die große Liebe ihres Lebens war, war 1938 im Alter von 50 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben.

Damals gab es noch keine Antibiotika, die kamen erst später auf den Markt.

Meine Mutter stammte übrigens aus Negernbötel (heute Kreis Segeberg), mein Vater war dagegen ein *echt´n Kieler Jung´*.

Geburtsjahre	Geboren	Verstorben
Emma Rieken	13.07.1911	01.11.2001
Max Rieken	16.12.1904	02.02.1988
Jochen Kolz	25.03.1938	18.12.2000
Rainer Rieken	19.01.1943	
Ursula Rieken	16.02.1952	

Meine Mutter brachte meinen 5 Jahre älteren Halbbruder Jochen Kolz mit in die Ehe. 9 Jahre nach mir kam 1952 meine Schwester Ursula zur Welt. Sie sei hiermit der Vollständigkeit halber einmal erwähnt, und damit wollen wir es von ihr (fast) bewenden sein lassen.

Meine Mutter hatte die Gaststätte/Pension ZUR WAFFENSCHMIEDE[1] von ihrem ersten Ehemann geerbt, und sie blieb bis zum Verkauf an Erika und mich die alleinige Besitzerin.

[1] ZUR WAFFENSCHMIEDE ist der korrekte Name, wir haben ihn erst sehr viel später in WAFFENSCHMIEDE verkürzt, damit Gäste uns im Telefonbuch leichter fanden. Ich verwende im Folgenden allerdings meist die Kurzform WAFFENSCHMIEDE und bitte Sie, mir das nachzusehen

Über die Gaststätte Zur Waffenschmiede

Ansicht der Gastwirtschaft Zur Waffenschmiede (links) mit der Schmiede rechts. „Der Laden muss gebrummt haben“ – oder sind alle nur wegen des Fotografen gekommen? Quelle[2]

Gastwirtschaft Zur Waffenschmiede mit der Kegelbahn (links). Quelle[3]

---

[2] http://www.apt-holtenau.de/holtenau-info/home.htm. Bert Morio

[3] Wie 1)

Die Geschichte der WAFFENSCHMIEDE soll hier kurz dargestellt werden, da Gaststätte und Hotel eine entscheidende Rolle in meinem Leben und dem meiner Frau Erika spielen sollte.

Die WAFFENSCHMIEDE in Holtenau ist ein „altes Haus" – wenn wir es darauf angelegt hätten, hätten wir in unser Zeit mindestens das vierhundertfünfzigjährige Jubiläum feiern können.

Denn urkundlich wurde ein Vorläufer der WAFFENSCHMIEDE das erste Mal bereits im 16. Jahrhundert als Pferderelais an einer Straße, die von Kiel in den Dänischen Wohld, nach Eckernförde und dann vermutlich über Schloss Gottorp weiter nach Dänemark, führte Die Gaststätte, die bis dahin DORFKRUG geheißen hatte, erhielt ihren Namen ZUR WAFFENSCHMIEDE erst um 1845 aufgrund der Tatsache, dass die damaligen Besitzer seit Beginn des 19. Jahrhunderts damit begonnen hatten, antike Waffen zu sammeln, die häufig von Seeleuten von ihren Reisen mitgebracht worden waren.

Die alte WAFFENSCHMIEDE in deren Nachbarhaus ich geboren wurde, befand sich in der Gravensteiner Straße 26. Das Grundstück lag ungefähr dort, wo heute noch der Nixenweg zum Vereinsgelände des TuS Holtenau abbiegt.

Genau dieser Turn- und Sportverein (TuS) Holtenau wurde 1909 in der WAFFENSCHMIEDE gegründet, genauso wie der im Eiswinter 1928 gegründete Lotsengesangsverein Knurrhahn.

Direkt an der Straßenecke Gravensteiner Straße/ Nixenweg befand sich die Schmiede meines Onkels, daneben in Richtung Kanal, auch direkt an der Straße, stand die Gaststätte ZUR WAFFENSCHMIEDE, ein Fachwerk-Backsteinhaus, in

dem sich damals eine Gaststätte mit 4 Fremdenzimmern und 8 Fremdenbetten und einem Biergarten befand.

Die Gaststätte verfügte über einen Saal mit Lehmboden (hier fanden „Danz op de Deel“- resp. andere Veranstaltungen [Hochzeiten, Konfirmationen] mit Tanz statt). Wenn der Saal für andere Zwecke genutzt wurde, wurde der gestampfte Lehmboden mit Brettern abgedeckt. Neben der Gaststätte stand den Gästen noch eine Kegelbahn zur Verfügung. Damals kannte man noch keine automatischen Kegelbahnen in Holtenau, die Kegel wurden von Jungens mit der Hand aufgestellt. Außerdem verfügte die alte Waffenschmiede über einen Biergarten, der im Sommer gerne besucht wurde. Die vier Fremdenzimmer befanden sich im Dachgeschoß.

Hinter der Gaststätte befand sich unser Wohnhaus, in dem ich geboren wurde, an das ich aber so gut wie keine Erinnerung habe – außer, dass es angeblich früher als Schweinestall genutzt worden war. Aber nach den Erzählungen meiner Eltern muss es nach dem Umbau gemütlich und nett gewesen sein.

1943 mussten meine Eltern, ich vermute eher meine Mutter, recht gute Beziehungen zur örtlichen Militärverwaltung gehabt haben, denn sie schaffte es, dass Soldaten zum unterstützenden Ernteeinsatz in die WAFFENSCHMIEDE abkommandiert wurden – das werden die auch recht gerne gemacht haben, war Mutters Verpflegung doch viel besser als die beim Militär.

Ich habe aus späteren Erzählungen meiner Mutter entnommen, dass sie (als fast alleinstehende Frau, der Mann war ja meist nicht da) mit zwei Kindern von den Holtenauern nicht immer sehr nett behandelt worden ist. Wobei „nicht immer sehr nett“ die höflichste Umschreibung der Situation

ist, die mir sprachlich zur Verfügung steht. Während des Krieges haben mindestens zwei Nachbarn (?) sie mehrfach u.a. wegen des Vergehens des „Nichtverdunkelns“ etc. angeschwärzt. Dann musste sie ins Kieler Rathaus kommen, um sich (mindestens) Verwarnungen anzuhören und sich entsprechend bedröppelt zu geben. Aber sie muss eine starke und offenbar auch reizende Frau gewesen sein, und dem Mann, der sie verwarnen/bestrafen sollte, gefiel sie wohl ganz gut, und er redete ihr nur gut zu, sich doch *endlich* an die Kriegsregeln zu halten. Mir ist noch im Ohr, wie sie erzählte, dass der Mann sie geradezu angefleht hätte, sich *endlich* an die Regeln zu halten, weil er sie doch nicht „*immer*“ schützen könne.

Am 11. August 1944 ging das ganze Ensemble durch Bombentreffer in Flammen auf. Es kam zu einem verheerenden Brand durch Brandbomben. Die offizielle Geschichte lautet dahin gehend, dass in einem Nachtangriff spezielle Brandbomben gesetzt wurden, um die Kieler Schleusen vor einem Luftangriff zu schützen. Zu schützen? Mindestens eine dieser Bomben traf unser Anwesen und löschte es aus. Ich werde noch einmal darauf zurückkommen.

Die inoffizielle Geschichte könnte auch so gehen (im Krieg geht bekanntlich mindestens alles das schief, was schief gehen kann!): Irgendein Tropf von englischem Bombenschützen löste zwei Brandbomben beim Anflug auf Kiel viel zu früh aus. Vielleicht war der Pilot auch ein Feigling oder ein sehr kluger Mann, der keine Lust hatte in das deutsche Flugabwehrfeuer zu geraten, dass über das Stadt Kiel mit dem Marinehafen und den großen Werften natürlich sehr viel konzentrierter als bei uns über Holtenau war. Er warf also seine Bomben ins militärische Nichts… und traf unser auf weiter Flur ganz alleinstehendes Haus perfekt. Volltreffer. Ich

versuche das Wort weitestgehend zu vermeiden, aber hier erscheint es doch angebracht: Scheiße!

Meine Mutter befand sich zu diesem Zeitpunkt im großen Wendenburg-Bunker in der Schwester-Therese-Straße, der seit Ende 1939 existierte und auf vier Etagen Platz für bis zu 1.250 Menschen – also ganz Holtenau - bot. Als sie nach der Entwarnung wieder zu ihrem Haus kam, brannte dieses lichterloh und war nicht mehr zu retten.

Die reetgedeckte Kate, in der die gesamte Heuernte auf dem Boden lag, brannte natürlich wie Zunder – zumal das Löschwasser auch noch aus dem 300 Meter entfernten Kanal geholt werden musste, und sich die Familie zum Zeitpunkt des Angriffs ja noch im relativ weit entfernten Holtenauer Bunker befand. Als die Löscharbeiten endlich beginnen konnten, war es im Grunde schon zu spät! Für Wohnhaus und Gaststätte mit der wertvollen Waffensammlung kam jegliche Hilfe zu spät. Außerdem verbrannten viele einmalige von Mitgliedern des Lotsengesangsverein Knurrhahn über Jahrzehnte auf ihren Fahrten zusammengetragene seemännische Sammlungsstücke und Aufzeichnungen des Chors.

Die Schmiede überstand den Angriff dagegen relativ unbeschadet. An sie kann sich vielleicht noch manch alter Holtenauer erinnern. Denn die stand noch bis 1959 in der Gravensteiner Straße.

In Holtenau sind während des gesamten Krieges nur 59 Wohnungen durch Bomben zerstört worden – dass unsere

dabei war, war also großes Pech! In Kiel wurden hingegen knapp 34.000 Wohnungen zerstört.[4]

Da die Bomben nachts gefallen waren, darf man daraus schließen, dass es ein englischer Bomber war, der die Bomben geworfen hatte – die Royal Air Force-Bomber der Engländer kam nämlich meist nachts, die Amerikaner nur tagsüber.

Nach meiner Erinnerung kam es in der Nacht darauf zu dem ganz großen Bombenangriff auf Kiel, aus dem die Stadt zu 85% zerstört hervorging – es sollte der sechststärkste Bombenangriff auf eine deutsche Stadt im ganzen Zweiten Weltkrieg werden.

Die Innenstadt und Teile des Ostufers mit den Werften wurde dabei mehr oder weniger ausradiert. Es gibt Fotos von Tagen direkt nach dem Angriff, die Kiel zeigen oder das, was nicht von ihr übrig blieb: Trümmerfelder bis zum Horizont und dazwischen einzelne Häuser die – mehr oder weniger – stehen geblieben waren.

Wir waren also ausgebombt, wir hatten in einer der 42.000 zerstörten Wohnungen gelebt. Wir wurden in der Schwester-Therese-Straße in dem Haus, in dem später der Bäcker Hinricht seinen Laden haben sollte, in einem Zimmer bei Fremden einquartiert. Das Haus wurde 2021 abgerissen und wird im Moment, da diese Zeilen geschrieben werden, als Wohnhaus neu gebaut. 1946 sind wir in das Gebäude des schon genannten umgebauten ehemaligen Schweinestalles auf dem Grundstück hinter der Schiede in der Gravensteiner Straße gezogen, wo wir bis 1956 blieben.

---

[4] Nicolaus Detlefsen. Die Kieler Stadtteile nördlich des Kanals. Karl Wachholtz Verlag Verlag, Neumünster. 1978

Der bekannte Kieler Journalist und Buchautor Bruno Bock beschreibt in seinem Buch KIEL. DIE GESCHICHTE SEINES HAFENS[5]: die Kriegsfolgen für Kiel so:

„Der Ausgang des zweiten Weltkrieges hatte die gleiche Situation geschaffen wie im Jahre 1918. Wieder musste Kiel gewissermaßen „über Nacht“ ohne Marine leben. Nur waren diesmal die Begleitumstände viel verheerender. Kiel – 1918 eine intakte Stadt – war 1942 von Bomben schwer getroffen. 42.000 Wohnungen waren zerstört oder beschädigt. Die Luftkriegsschäden an öffentlichen Gebäuden, gewerblichen oder industriellen Anlagen machten etwa 1,5 Milliarden Mark aus. Werkstätten und Geschäfte im Wert von 64 Millionen Reichsmarkwaren vernichtet, 60.000 Arbeitsplätze zerstört. Was der Krieg an industriellen Einrichtungengelassen hatte, wurde demontiert. Nur ein einziger Werftbetrieb, die Howaldtswerke, blieb erhalten. Eine Maschinenfabrik, die spätere MaK in Friedrichsort, blieb erhalten. Der Hafen war mit Wracks aller Art übersät. Von der Hörn bis Friedrichsort lagen 240 gesunkene Schiffe, unter ihnen die mächtigen Passagierschiffe „New York“ der HAPAG und „Monte Oliva“ der Hamburg-Süd, das Panzerschiff „Admiral Scheer“, das im ehemaligen Ausrüstungsbassin der Deutschen Werke einfach eingespült wurde, der schwere Kreuzer „Hipper“ und der Kleine Kreuzer „Emden“. Die Kaianlagen waren zerfetzt, Kräne und Lagerhäuser nicht mehr vorhanden. Das Kanalisationsnetz war an 1.000 Stellen beschädigt, über 2.600 Kieler waren getötet oder verwundet worden. Fünf Millionen Kubikmeter Trümmerschutt lagen auf den Straßen.

Aufräumen, Ordnung zu schaffen und die Weichen für die Zukunft zu stellen – das waren, als 1948 mit der Einführung der D-Mark die Dinge etwas überschaubarer wurden, die Hauptprobleme der Stadtverwaltung.“

---

[5] Bruno Bock. Kiel. Die Geschichte seines Hafens zusammengestellt im Auftrag des Nautischen Vereins zu Kiel von 1869 e.V. aus Anlass seines 100jährigen Bestehens

Diese Zerstörungen waren Folgen des alliierten Luftkrieges im Zweiten Weltkrieg. **V**on Juli 1940 bis Mai 1945 fielen insgesamt 44.000 Sprengbomben, 900 Luftminen und rund 500.000 Brandbomben auf das Kieler Stadtgebiet. Von den Ende 1939 rund 272.000 in Kiel lebenden Menschen wurden 167.000 obdachlos.
Das gezielte Flächenbombardement ziviler Ziele – und das sei zu einem Zeitpunkt des Krieges in der Ukraine besonders erwähnt – erfolgte durch US-amerikanische Bomber und die britische RAF aufgrund der vom britischen Luftfahrtministerium am 14. Februar 1942 erteilten „Area Bombing Directive“.

Ausgebombt

26. August: Ab kurz vor Mitternacht erleidet Kiel den schwersten Luftangriff im zweiten Weltkrieg. 800 Maschinen werfen rund 300 Luftminen, 1.000 Spreng- und 100.000 Brandbomben ab. Viele Menschen wurden ausgebombt.

Für evtl. jüngere Leser, die mit dem Wort nichts anfangen können: Nein, nicht googlen, das bringt nichts! „Ausgebombt“ bedeutet in erster Linie einmal, dass das Wohnhaus durch einen Bombenangriff zerstört und damit unbewohnbar wurde. Die Bewohner mussten ja irgendwo unterkommen und wurden in Wohnungen oder Häuser, die den Bombenangriff überstanden hatten, „einquartiert“ – meist nicht zur Freude der bisherigen Bewohner. Aber kriegsbedingt musste man zusammenrücken. Viele Familien wohnten dann mit 2 oder 3 Generationen in einem Zimmer.

Ganz in der Nähe unseres Anwesens in der Gravensteiner Straße lebte Margot Selk, genauer gesagt, sie wohnte gegenüber. Sie war ungefähr 11 Jahre älter als ich und schob mich fast täglich im Kinderwagen durch Holtenau.

Kinderwagen sahen damals anders aus als heute: Eine Korbgeflecht auf 4 relativ kleinen Scheibenrädern – da war nix sportlich und nix schick. Es waren auch keine „Sportwagen“, nein, sie waren einfach und funktionsgerecht. Aber mein Kinderwagen tat seinen Zweck, und das war in den Tagen damals das Wichtigste. Mir war mein Kinderwagen eh egal. Wahrscheinlich saß ich sogar stolz darin, wenn Margot mich schob. Und selbst wenn nicht, damals musste man froh sein, überhaupt einen Kinderwagen ergattert zu haben.

Margot muss auch später noch mit mir an der Hand durch Holtenau marschiert sein und mindestens einmal mit mir im (schon gesprengten?) Bunker gewesen sein. Das muss für den damals wohl 2 oder drei Jahre alten Kerl ein eindrückliches Erlebnis gewesen sein, denn später wurde immer wieder zum Besten gegeben, dass ich noch sehr lange davon mit den Worten erzählt hätte: „Margot war mit mich im Bunker!“. „Mit mich…“! Deutsche Grammatik wird damals noch nicht mein Ding gewesen sein. Mir oder mich war mir damals ziemlich egal, aber der Bunkertrip muss tatsächlich beeindruckend gewesen sein!

Meine Familie lebte vor dem englischen Bombenangriff auf einem großen Grundstück auf dem Besitz des Grafen Schack zu Schackenburg ca. 250 Meter vom Kanalufer entfernt. Meine Eltern nannten sich und uns scherzhaft seine „Leibeigenen“, was wir 1943, 1944 oder 1945 natürlich nicht mehr waren, nicht in Schleswig-Holstein! Denn schon ca. 150 Jahre früher, genau 1791, war im nahen Gutsbezirk Seekamp und damit auch in Holtenau die Leibeigenschaft aufgehoben worden.

Mutter betrieb im Krieg so gut es ging eine kleine Landwirtschaft mit 4 Schweinen (Fleisch!), 2 Kühen (Milch!), 30 Gänsen, diversen Enten und vielen Hühnern sowie etwas

Kartoffel-, Gemüse- und Rübenanbau – so etwas gab es damals noch in Holtenau! Heute undenkbar. Genau betrachtet war es wohl keine Landwirtschaft, eher eine kriegsbedingte Selbstversorgung. Uns ging es damit besser als den meisten Menschen auf der anderen Seite des Kanals in der großen Stadt Kiel.

Vater war übrigens nicht beim Militär. Seltsam. Es hieß, und das ist mir bis heute rätselhaft, er habe den Westwall gebaut, nicht allein natürlich, wohl eher mitgebaut, und er sei als gelernter Kfz-Mechaniker offenbar bei der Post unabkömmlich gewesen. Wie das zusammenbringen? Sein Glück! Was er tatsächlich gemacht hat, und warum er nicht zu Militär gemusst hatte, wo doch fast alle anderen mussten, ist in der Familie auch nach dem Krieg nie geklärt worden. Wir Kinder haben wohl auch nicht gefragt. Dass Dinge aus dem Krieg nach dem Krieg nicht thematisiert wurden, war wohl in den meisten Familien so. Da standen wir nicht allein. Ob dieses totale Schweigen besser war? Ich bezweifle es.

Hinter unserem abgebrannten Haus in Richtung Kanal befanden sich fünf von der Armee belegte Baracken, von denen nach meiner Erinnerung allerdings eine abgebrannt war.

Ich weiß noch, dass die dort stationierten deutschen Soldaten ihre Waffen (Karabiner, Pistolen und viele Panzerfäuste) zum Kriegsende im Mai 1945 im Kanal zu entsorgen versuchten – wo die älteren von uns später nach ihnen tauchten, und sie auch bargen, um viel Unsinn damit zu treiben. Seltsamerweise scheint aber kein großes Malheur passiert zu sein. Jedenfalls kann ich mich an kein größeres Unglück erinnern – an kleine auch nicht.

Jugend in Holtenau

Meine erste mir selbst bewusste Erinnerung – also keine Erzählung der Eltern oder des älteren Bruders – betrifft den verdammt kalten Eiswinter 1947, der ja auch ein Hungerwinter war. In dem Winter war der Kanal drei Monate lang für den Schiffsverkehr unpassierbar.[6]

Der Sommer 1947 sollte dann extrem heiß werden – aber wir befanden uns ja noch im Winter: Der Kanal war dick zugefroren (das war er in dieser Form nie wieder – jedenfalls kann ich mich an kein Jahr erinnern, in dem das der Fall war, nicht einmal in den Wintern der Schneekatastrophe 1978/79). Täglich fuhr ein Eisbrecher, um eine Fahrrinne offen zu halten[7].

Unter der alten (damals der einzigen) Hochbrücke biwakierten inzwischen englische Besatzungstruppen. Von ihnen erhielten wir kleinen Jungs und wahrscheinlich auch die hübscheren größeren Mädchen weißes Toastbrot, Schokolade, Kaugummi, Kaffee (!!!), englische Drops und Überlebenspäckchen. Nicht zu vergessen: Zigaretten, die damalige Universalwährung. Zum Rauchen war ich aber viel zu klein – und die „Währung Zigaretten“ auch viel zu wertvoll um sie zu „verschmöken“… Ich fand die Schokolade besonders gut.

Wir bekamen von den „Tommies“ lauter Dinge, von denen ich mit meinen vier Jahren noch nie gehört hatte und die größeren höchstens geträumt hatten. Überhaupt waren die englischen Soldaten in meiner Erinnerung (immerhin im besetzten Feindesland !) erstaunlich nett zu uns Kindern. In

---

[6] Broschüre „100 Jahre Verein der Kanalsteurer“

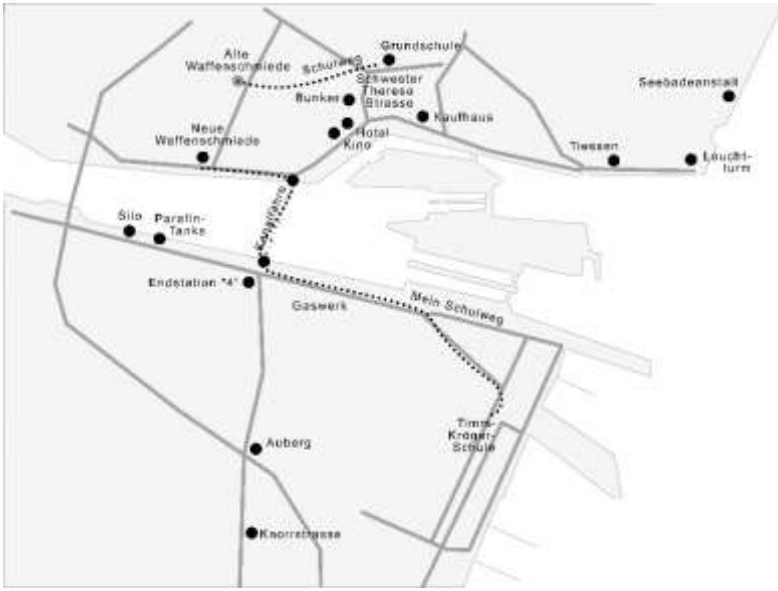
[7] Mit diesem Eisbrecher fuhr die Mutter des Coautoren von Rendsburg zur Arbeit auf den Kieler Schleusen

diesen ersten Nachkriegsjahren kann ich mich nicht an CARE-Pakete aus den USA erinnern, aber an Speckpakete aus Dänemark. Deshalb hießen die Schleswiger unter den Schleswig-Holsteinern zu dieser Zeit und danach ja auch „Speckdänen“. Ob wir eines von diesen Speckpaketen bekommen haben? Glaube ich nicht.

Meine Kinderzeit erinnere ich trotz Hunger und Mangels an eigentlich allem im Großen und Ganzen als unbekümmert. Wir kannten ja auch nichts anderes als den Mangel. Meine Mutter war liebevoll und grandios (allerdings bezogen wir selten auch mal Schläge mit dem Handfeger – was soll´s, das war damals nicht unüblich), der Vater als Postler (Busfahrer) selten zuhause und eher grimmig. Aber er hat uns nie geschlagen. Die Beziehung zu ihm war und wurde nie besonders herzlich.

Meinen ersten – heute würde man wohl sagen – bezahlten Job bekam ich noch bevor ich eingeschult wurde: Als Gänsehirte! Ehrlich gesagt, es war auch für einen kleinen Jungen kein *full time Job*, mir blieb genug Zeit, mit Hühnern und Schweinen oder den Nachbarjungs zu spielen oder unsere 84 Obstbäume zu „bewachen“. Sie kennen das Lied noch: „Klaun, klaun, Äppel wüllt wie klaun, ruck zuck övern Zaun…“? Musste ich nicht. Wir hatten Obst „satt“. Geklaut haben wir Kinder trotzdem – das lag aber an der „schlechten Zeit“. Im Jahr 1948 war ich inzwischen fünf Jahr alt, machten wir häufig unter Anleitung meines älteren Bruders, der zu unseren Raubzügen nach Rüben von Äckern des nahen Gut Knoop eine Schubkarre mitbrachte, große Beute. Diese gemeinsame Beute waren normalerweise Rüben vom Acker und an anderen Tagen Kohlen vom Kai auf der anderen Kanalseite am Zerssen-Kai, also auf der Kieler Seite, der Schattenseite.

Kiel-Nord



Mein ganz persönliches Holtenau und Kiel-Wik[8]

Am 20. Juni 1948 kam die Währungsreform – ehrlich gesagt, sie ging einfach so an mir vorbei. Ich kann mich bezüglich der Umstellung des Taschengeldes auf die DM an nichts Besonderes erinnern.

[8] Zeichnung Klaus Bock

Am 1. April 1949 wurde ich in die Grundschule in Holtenau eingeschult. Ein großer Tag! Ich hatte die größtmögliche Schultüte erhalten. In meiner Erinnerung war sie mindestens so groß wie ich. Allerdings hatte sie einen Haken. Sie war – trotz Währungsreform! – gefüllt mit Holzwolle. Nur ganz oben lagen dreieinhalb Ostereier. Trotzdem war ich stolz wie Bolle. Wir hatten ja auch nichts, um die Tüte zu füllen. Das begriff ich sogar ich mit meinen sechs Jahren. Ich denke bis heute gerne an den Tag und meinen Stolz zurück.

Zur Volksschule waren es mindestens 20 Minuten Fußweg in die Richthofenstraße. Ich lief den Weg meist gemeinsam mit Achim Sageta, Rudolf Degendorf, Gert Kirschstein, Käthe Hansen, die sich später in Cati umbenennen ließ, Jörgi Jacobsen, Helmut Dübers und Christa Bock. Es konnte auch schon mal länger dauern, wenn inzwischen doch dringende Äppelklau- oder andere Geschäfte zu erledigen waren.

Unterricht hatten wir in Schichten – teilweise im Altbau und teilweise in total rotten Baracken. Schlimm. Die Lehrer hatten sich gegenüber der englischen Besatzungsmacht verpflichten müssen, jede Art von Hinführung von uns Kindern zum Militarismus zu unterlassen – sogar der Sportunterricht durfte nicht so weit gehen, dass wir „wehrfähig“ würden. Als ob das nach dem verlorenen Krieg einer gewollt hätte.

Ehrlich gesagt, ich fand Schule eigentlich gut. vor allem wenn etwas demonstriert wurde, dann begriff ich schnell, Hausaufgaben waren dagegen nicht so mein Ding, Sie verstehen?

Ich hatte damals einen kleinen Freund namens Jörg Jacobsen. Alle riefen ihn nur Jörgi. Jörgi hatte für damalige Verhältnisse eine wirklich schicke Mutter. Ihr Mann war Tischler oder Zimmermann am Kanal, war also bei der

Kanalverwaltung angestellt, was in Holtenau nix Besonderes darstellte. Sie behandelte Jörgi und seine Freunde, also auch mich, immer ausgesprochen nett. Häufig erhielten wir von ihr selbstgebackenen Kuchen oder andere Leckereien. Wir reden von 1949, das war die „schlechte Zeit“, die für mich von der Geburt bis 1956 dauerte, da konnte man noch nicht einfach in einen Supermarkt gehen und alles Notwendige kaufen!

Als meine Eltern im Jahre 1949 einmal verreist waren – jedenfalls waren sie nicht da und konnten sich nicht um die Tiere zu kümmern –, kam sie, um unsere Tiere zu versorgen, u.a. um die Kühe zu melken. Sie war also offenbar nicht nur eine schnieke, sondern auch eine sehr patente Frau. Kam sie so schick in den Stall? Nein sicherlich nicht… Aber ich sehe sie gerne so vor mir, oder ich war ich damals ein wenig in sie verschossen? Und wahrscheinlich hatte der Tischler auch nur großes Glück!

Mit Jochen Eltner (Sohn vom Hafenarzt) habe ich auch gespielt. Er hatte einen Affen am Haus.

Kindermund: In der schlechten Zeit war es für einen kleinen, immer hungrigen Jungen, das aus einfachsten Verhältnisse stammte, nur geschickt, zum rechten Zeitpunkt am rechten Ort zu sein – wenn es etwas zu essen gab! Weißbrot gab es bei uns, wenn überhaupt, sehr selten – mit Betonung auf „Sehr“! In einer anderen Familie bei einem Freund oder Freundin häufiger. Einmal bat ich Frau Selk, Tante Gerda und Onkel Ewald, ob ich vielleicht eine Scheibe Weißbrot bekommen könnte. Tante Gerda gab mir mit der Bemerkung, dass Weißbrot gerade knapp sei, eine Scheibe. Ich war noch so klein, dass das Wort „knapp“ mir nichts sagte, es gehörte einfach noch nicht zu meinem

Wortschatz, also sagte ich unbedarft, dass mir auch knappes Brot schmecken würde…

Aus der Grundschulzeit weiß ich nicht mehr viel. Ich tat wohl nur genauso viel, wie ich unbedingt tun musste… Ich begriff allerdings schnell, was die Lehrerinnen Frl. Vettern, Frau Pommering, Frau Könnemann und Lehrer Eckemann uns erzählten. Hausaufgaben waren für mich allerdings „so ein Ding", ganz etwas anderes… Jaaa, es gab sie natürlich schon – aber es gab in der Freizeit so viel Wichtigeres zu tun: Indianer oder Räuber und Gendarm spielen. Karbid in der Hufschmiede klauen, in Bierflaschen mit Bügelverschluss füllen, Wasser drauf und dann ganz schnell wegschleudern., es rumst gewaltig. Hat Spaß gemacht, weil es so schön explodiert ist und vermutlich, auch weil es strengstens verboten war. Hat damals aber jeder Junge, der etwas auf sich hielt, gemacht. Sogar die Kieler! Passiert im Sinne einer Verletzung ist nie etwas!

Aus Häusertrümmern – davon gab es mehr als genug und sie waren unbewacht – und Trümmerhaufen haben wir Schrott gesammelt und dann für Pfennig- oder Groschenbeträge verkauft. Damals gab es noch Schrotthändler… Anschließend fühlten wir uns reich, weil Geld ansonsten ein sehr, sehr rares Gut war. Rar und sehr, sehr flüchtig.

Diese Trümmerhäuser und ihre Keller waren für uns ganz normale Spielplätze. Klar hatten wir manchmal Angst, da reinzuklettern, aber dann waren da die anderen, etwas älteren, die voran gingen. Es war jedenfalls spannend. Und wenn wir heil wieder draußen waren, kam die große Erleichterung. Rückwirkend betrachtet war es gefährlich, in den ungesicherten Trümmern zu spielen. Wahrscheinlich haben es uns unsere Eltern auch verboten. Aber in dem Alter ist es doch so: In das eine Ohr rein, aus dem anderen Ohr gleich wieder

raus. Und wenn wir das Elternaus verlassen hatten, waren wir unkontrollierbar fort. Wir waren absolut frei. Uns konnte kein kontrollierender Handyanruf erreichen: „Wo bist Du? Was machst Du? Wer ist bei Dir? Hatte ich Dir das nicht verboten?“. Heute unvorstellbar! Nach Hause mussten wir erst, wenn die Straßenlaternen angingen, oder der Hunger uns trieb. Häufig kamen wir zerschunden und mit Schürf- und Risswunden heim. Ärger gab es eigentlich nur, wenn die Klamotten betroffen waren, denn die waren teuer! Die Haut heilte dagegen kostenlos. Und wir haben garantiert nicht alles zu Hause erzählt, was wir am Tag erlebt hatten. Nee, ganz bestimmt nicht…

Im toten Arm des Alten Eiderkanals, der nicht weit von uns in den Kanal mündete, gingen wir im Sommer schwimmen. Vor allem 1952. In diesem schon wieder unglaublich heißem Jahrhundertsommer suchten wir jede Abkühlung. Und der Kanal lag nahe. Das war natürlich schwer verboten. Deshalb gehörte unser Baden dort zu den großen Geheimnissen kleiner Jungs. Wir Kinder hatten damals wirklich Spaß.

Möchte ich mit Kindern im gleichen Alter von heute tauschen? Aber nie! Wirklich nicht. Nein! Heute sind das doch meist arme Kerle, die permanent von mehr oder weniger helikopternden Eltern überwacht werden – siehe Handy!

Und statt im dunklen und geheimnisvollen Wasser des Kanals zu schwimmen, müssen sie zum Sport-, Musik- oder Ballettunterricht, zur Nachhilfe oder Ähnlichem… Auf jeden Fall zu etwas, was sie aufs spätere (erfolgreiche, natürlich) Leben vorbereitet. Wie langweilig. Und dauernd klingelt das Handy, und Mutter fragt, was der Racker gerade mache, und ob das nicht zu gefährlich sei, und ob man vorsichtshalber schon mal den Anwalt anrufen solle, weil der Nachbar seine Äpfel durch Stacheldraht schütze, an dem so ein armes Kind

sich schließlich fürchterlich verletzen könne? Nee, die jungen Eltern von heute mögen mir bitte nicht böse sein, ich möchte wirklich nicht tauschen. Sie meinen, ich würde übertreiben? Mag sein – ich will trotzdem nicht tauschen. Zum Glück geht das ja auch nicht, da haben das Leben, das Universum und der ganze Rest schließlich sinnvolle Naturgesetze erlassen, die den Tausch unmöglich machen.

Wie gesagt, es gab so viel Wichtigeres, Schöneres und Interessanteres zu tun, als Schularbeiten zu machen. Schularbeiten waren so laaangweilig – vor allem wenn die anderen vor dem Haus warteten, um mich zu neuen Abenteuern zu rufen. Zum Beispiel beim Fuhrunternehmer Schacht am Nehlsweg *Äppel klaun* gehen. Äpfel hatten wir zwar genug im eigenen Garten – aber auf der anderen Seite von Zaun ist das Gras viel grüner, das weiß die dümmste Kuh. Und dann war da ja noch der Reiz, dass man erwischt werden könnte. Könnte! Dann hätte es eine Tracht Prügel gesetzt – aber man hat uns nie erwischt, wir waren ja nicht doof. Vielleicht weil der Schacht nicht laufen wollte? Oder er hat uns die Äpfel gegönnt? Keine Ahnung, aber es war ein gewaltiges Abenteuer für uns kleine Jungen.

Ich habe oben erwähnt, dass wir Indianer gespielt haben. Indianer war damals toll! Der Begriff „Indianer“ war bei uns auch nie negativ belegt – nicht einmal „Rothaut“, nicht einmal, wenn man am Marterpfahl stand und die anderen, die Indianer bzw. Rothäute heulend und mit fürchterlichen Äxten fuchtelnd um einen herumtanzten. „Indianer“ ist für mich heute noch ein positiver Begriff. Ich stehe immer noch dazu, dass wir INDIANER gespielt haben. Ich habe aus reiner Neugierde versucht, eine korrekte „neue“ Bezeichnung für INDIANER zu finden. Also eine, die man spielen kann. Es gibt keine. Dumm gelaufen. Also bleibe ich bei INDIANER.

1952. Links: Richtig schick hatten sie mich zur letzten Busfahrt meines Vaters gemacht, danach wurde er in den Innendienst übernommen. Rechts: Das KÖNNTE der Bus meines Vaters gewesen sein. Quellen[9]

Wenn wir NEGER gespielt hätten (haben wir nie!), hätten wir auch „Neger" gesagt, warum auch nicht. Sage ich heute noch. *So, nu kümmst Du*! Ich finde es darüber hinaus schade, dass Sarotti den Mohren abgeschafft hat, und wie gerne habe ich Negerküsse vertilgt.

Im heißen Sommer 1952 spielte Schwester Ursula doch noch EINMAL eine wichtige Rolle in meinem Leben. Ich wollte ein ganz großes Geschäft abwickeln: Mein kleiner Schulfreund Dieter Bantzer war zu meinem absoluten Unverständnis offenbar ernsthaft an ihr interessiert. Naja, wenn es denn so war, von mir aus… Ich war bereit, sie ihm für zwanzig Pfennige in bar zu verkaufen. Das Geschäft scheiterte allerdings daran, dass er die Finanzierung nicht geregelt bekam: Die Bank (seine Mutter) wollte ihm wohl im

[9] Rechts: Bruno Bock. Klammheimlich kam der Omnibus. Koehlers Verlagsgesellschaft, Herford

Wissen um den Geschäftszweck keinen so hohen Kredit einräumen. Also musste ich sie weiterhin zuhause aushalten.

Wahrscheinlich hätte ich auch Probleme mit meinem Vater bekommen, denn meine Schwester war immer „Vaters Liebling“, sie wickelte ihn um den Finger, sie bekam alles von ihm, mehr will ich gar nicht sagen. Das muss wirklich reichen, Sie verstehen?

Meine Lehrer wollten mir nach der vierten Klasse – vielleicht aufgrund meiner eingeschränkten häuslichen Tätigkeiten [sie nannten es Faulheit, das war ich aber gar nicht, ich war nur fürchterlich abgelenkt] – keine Empfehlung für eine weiterführende Schule aussprechen. Da hätten Sie einmal meine Mutter erleben sollen, wie sie sich für Sohn Rainer in die Bresche schlug. Sogar mein Vater hat in dem Moment für mich gekämpft. Wohl das einzige Mal. Gott sei Dank haben Sie gewonnen.

Also ging ich ab 1.4.1953 zur Timm-Kröger-Mittelschule in Kiel-Wik. Jetzt musste ich tatsächlich jeden Tag rüber nach Kiel. Der Weg war für einen fast zehnjährigen Jungen, ganz schön lang. Zuerst zu Fuß entlang (der Holtenauer und der Kieler sagt natürlich nicht „entlang“, sondern „längs“. Um Ärger mit dem Lektorat zu vermeiden, wähle ich notgedrungen die hochdeutsche Variante) des Kanals zur Fähre. Das waren ca. 1.000 Meter. Dann mit der Fähre[10] über den Kanal. Meine Timm-Kröger-Schule war übrigens nicht die heutige am Elendsredder, meine lag noch am Exerzierplatz unten am Tirpitzhafen, übrigens heute noch eine ganz und gar nicht heimelige Gegend… Ich musste also auf der anderen Seite vom Fähranleger auf der Kieler Seite wieder ca. einen

[10] Zunächst war es noch der kleine Dampfer „Holtenau“, dann das Motorschiff „Wik“

Kilometer entlang des Kanals (Uferstraße) oder unwesentlich kürzer durch einen Gartenweg hinter den Kieler Gaswerken an Anschütz vorbei zur Schule in den alten Kasernen. Das war schon ganz schön weit. Bei gutem Wetter war der Weg ja noch okay, aber bei schlechtem Wetter – Junge, Junge! Und in Kiel haben wir häufig „Schietwetter" und manchmal „flogen die Heringe hier auch tief…". Ich kam also ziemlich häufig ziemlich nass und dreckig in der Schule an.

Als Schulkind ist mir der Weg auf der Kieler Seite natürlich „normal" vorgekommen. Dass es schmutzig, matschig und trostlos sein könnte, ist mir damals gar nicht in den Sinn gekommen. Wie auch, ich kannte ja nichts anderes. Mir ist erst bei der Bearbeitung dieses Buches und Recherchen zu Fotos aus der Zeit im Kieler Stadtarchiv klar geworden, eine wie trostlose „Ecke Kiels" die Gegend rund um das Gaswerk in der Wik war – trostlos und dreckig durch den ganzen Kohlenstaub der am Kai angelandeten und im Gaswerk verbrauchten Kohle.

Von den Eltern zur Schule gebracht zu werden, gab es damals nicht. Allein der Gedanke daran hätte damals völliges Unverständnis ausgelöst. Nicht nur nicht in meiner Familie, „Fahrdienste" durch die Eltern waren undenkbar. Wie auch, es gab ja kaum Autos. Das war das eine. Das andere war, dass selbst mit Auto niemand auf die Idee gekommen wäre, seine „Gören" zur Schule zu bringen – oder zum Fußballtraining. Nee, wirklich nicht. Wir mussten sehen, wie wir wohin kamen. Wer gebracht worden wäre, wäre auch als *Mutterjidd* verlacht worden. Allerhöchstens gab es irgendwann ein irgendwie zusammengeschustertes Fahrrad (ohne Gangschaltung!). Aber dann hieß es selbst strampeln! Das war kein Ausdruck mangelnder Liebe. Meine Mutter liebte uns, bei meinem Vater war das partiell ausgeprägt – nein, Kinder

waren etwas Selbstverständliches. Wir waren da, wir wurden geliebt, aber wir waren „normal“! Und wir wurden auch „normal“ behandelt.

Das Gaswerk in Kiel-Wik von der Holtenauer Seite aus gesehen. Das war mein Schulweg – erst die Kanalstraße am Holtenauer Ufer (im Vordergrund), dann mit der Fähre über den Kanal und dann vorbei die Uferstraße auf der Kieler Seite entlang Gaswerk und Gasometer. Nein, Kiel war nicht schön am Kanal! Quelle[11]

Wer wohin wollte, musste laufen. Wir wurden nicht gehätschelt und nicht in den Himmel gehoben. Wenn wir dorthin gewollt hätten, hätten wir uns eben eine lange Leiter basteln müssen…

[11] Stadtarchiv Kiel 79399/Fotograf: Friedrich Magnussen (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Die Schule hat mir inzwischen trotz des „eindrucksvollen“ und im Winter morgens dunklen Schulweges Spaß gemacht, vielleicht weil ich etwas mehr gefordert wurde? Besonders gut war ich in Rechnen oder Mathematik. Meine heute noch hoch geachteten Lehrer waren die Herren Dr. Schmidt (Klassenlehrer), Burmeister (Mathe, er wurde später wegen irgendeines Vergehens nach Itzehoe „strafversetzt), „Bulle“ Hoop (Biologie), Selle (Sport).

Apropos Sport: Unser Sportplatz war der Sportplatz der späteren Bundesmarine. Umgezogen haben wir uns im alten Hochbunker (Flandernbunker), der heute noch, allerdings als Denkmal, mitten in der verlängerten Straße „Kiellinie“ an der Ecke Schweriner Straße steht. Warum das Hindenburgufer nicht mehr Hindenburgufer heißen darf, das mögen andere verstehen, ich nicht; will es auch nicht.

1955 (ich war inzwischen zwölf Jahre al) herrschte immer noch „schlechte Zeit“. Wir Kinder wurden u.a. mit Lebertran[12] aufgepäppelt, damit wir nicht die gefürchtete Rachitis bekämen: Für die, die es nicht (mehr) kennen: Lebertran riecht, schmeckt und ist in jeder Hinsicht fürchterlich. Es ist NICHT mit Sanostol oder Ähnlichem zu vergleichen. Lebertran war für uns Kinder wie eine Strafe Gottes…, nur weiß ich nicht, wie wir seinen Zorn ausgelöst haben. Also kam das „Zeugs“ auf einen Suppenlöffel, Nase zuhalten, Mund auf, Löffel rein und runterschlucken! SCHLUCKEN! Nur nicht kotzen… Mein Gott, hat das eklig geschmeckt!

---

[12] Entgegen vielen Gerüchten handelte es sich nicht um Waltran (der wäre wohl noch schlimmer gewesen) sondern um Tran aus verschiedenen Fischlebern

1959.. Anleger in Föhr im Sommer, als ich meine Betreuerin im Köhler besucht habe. Quelle[13]

In dem Jahr wurde ich im Winter für sechs Wochen ins Kinderheim KÖHLER auf dem Südstrand von Wyk auf Föhr in der Nordsee verschickt, weil ich damals körperlich nach Meinung des Schularztes wohl ein wenig mickrig geraten war. Vielleicht hatte ich ja wirklich nicht genug „Weißbrot“ erhalten?

Ich weiß noch genau, dass ich im Schneesturm auf der Insel ankam, und sie auch wieder im Schneesturm verlassen habe. Und es war die ganze Zeit a…kalt auf der Insel, wirklich richtig kalt!

Ich habe mein Leben lang gedacht, ich sei im Frühjahr 1955 auf Föhr gewesen – Recherchen nach Wetterdaten aus der Zeit (wegen der oben genannten Kälte) besagen aber,

[13] Eigenes Foto

dass 1955 keine große Kälte geherrscht habe, im Februar 1956 dagegen Küsten und Wattenmeer vereist waren, und die Inseln sogar aus der Luft versorgt werden mussten.

Also werde ich wohl eher im Frühjahr 1956 dort gewesen sein. Während meines Aufenthaltes wurde im KÖHLER ein Theaterstück eingeübt (vielleicht weil wir bei der Kälte nicht raus konnten?): „DER FAULE FRIDOLIN“. Natürlich mit mir in der Hauptrolle. Und nein, der Name war nicht Programm für mich! Das Proben war natürlich nicht tagesausfüllend. In der Mädchenabteilung war aber so eine süße Kleine, die ich verbotenerweise auf ihrer Stube besuchte – keine Ahnung, warum das verboten war, wir waren kaum 12. Süße Früchte sind verboten, nicht nur auf Föhr, aber auch dort, habe ich damals gelernt. Besonders süße sind streng verboten. Aber sie sind dann eben immer noch so verdammt süß! Und Verbotenes reizt! Natürlich wurden wir beide ertappt. Fürchterliche Strafen drohten uns – fragen Sie mich nicht, welche? Damals wurden sie uns jedenfalls als fürchterlich dargestellt. Aber da „DER FAULE FRIDOLIN“ ohne seinen Hauptdarsteller nicht aufgeführt werden konnte, fielen die fürchterlichen Strafen eher milde aus, wenn sie nicht sogar – bis auf stundenweisen Stubenarrest – ganz ausfielen. Aber sie war es wirklich wert, denn die Kleine war echt süß, so süß, wie seute Deerns von 12 Jahren eben nur sein können. Ich bin heute noch ziemlich sicher, dass sie sich auch als süßes Früchtchen gesehen und gegeben hat. Zugegeben, aber ich war ja auch nicht ohne! Und Hauptdarsteller, also ein Star! Ich sehe es heute so: Das Mädchen hatte einfach Geschmack. Wenn man heute im Internet nach Kinderverschickung nach Föhr in der Zeit recherchiert, findet man sehr viele Berichte, dass es in den Heimen fürchterlich zugegangen sei, man findet grauenhafte Berichte. Ich kann mich nicht erinnern, dass es

im Köhler auch so zugegangen sei – naja, bis auf den Stubenarrest… Aber der war nicht wirklich schlimm.

Ich weiß noch, dass das Wetter die ganze Zeit auf Föhr richtig kalt aber traumhaft schön war. Ich erinnere Föhr aus den Wochen eigentlich nur im strahlenden Sonnenschein. Die Wasserleitungen müssen eingefroren gewesen sein, denn zum Zähneputzen mussten wir Nordseewasser in Eimern holen, was auch deshalb nicht gerade einfach war, weil sich am Strand Packeis mehr als eineinhalb Meter hoch auftürmte. Super. Es war im Großen und Ganzen ein grandioses Abenteuer für den „Faulen Fridolin“. Die Aufführung wurde übrigens ein riesiger Erfolg. Ob ich zugelegt hatte? Vielleicht. Dann ging es wieder in die Schule.

Schulweg mit der Fähre

Ich kann mich noch gut an die täglichen Fahrten mit der alten Dampffähre „Holtenau“ zur und von der Schule in der Wik erinnern, die bis 1955 zwischen Holtenau und Wik verkehrte – auf jeden Fall aber vor allem VON Holtenau nach Kiel und zurück natürlich, keinesfalls aber von Kiel nach Holtenau und zurück! Das ist wichtig. Der kleine alte Dampfer hatte drei Mann Besatzung: Kapitän, Heizer und Kassierer. Zweieinhalb Pfennige kostete eine Fahrt für Kinder und Schüler. Ob es Rückfahr- oder Monatskarten gab? Rückfahrkarten ja: Die kosteten 5 Pfg., so ergibt sich ja auch die krumme Zahl von 2,5 Pfg pro Fahrt. Monatskarten? Möglich, ich weiß es aber nicht mehr.

Mit der „Wik“ musste ich ab 1955 über den Kanal übersetzen. Es ging manchmal ganz schön eng zu auf dem Kanal. Rechts hinter der „Wik“ der Motortrawler „Holtenau“ der KIELER HOCHSEEFISCHEREI (1954 bei Howaldt noch als Seitenfänger gebaut) und ganz rechts eine Ramme der Kanalverwaltung (eventuell unter der Leitung des Holtenauer Rammmeisters Henry Schack) Quelle[14]

„Der Betrieb mit dem alten Fährdampfer „Holtenau“ erwies sich als immer unrentabler. So wurde beschlossen, von der Maasholmer Fischerei-Genossenschaft das kleine Motorschiff „Adler“ zu erwerben, um es als „Wik“ auf dem Kanal einzusetzen, währen die „Wik“, die noch einen sehr gut erhaltenen Rumpf besaß, bei der Husumer Werft zu einem Motorschlepper umgebaut wurde.“[15]

---

[14] Stadtarchiv Kiel 32217/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

[15] Bruno Bock. Grüne Blaue Schwarze Weiße Dampfer. Koehlers Verlagsgesellschaft Herford

Die „Holtenau“ wurde dann 1955 von der vergleichsweise elegant aussehenden „Wik“ ersetzt, die immerhin wie ein richtiges Schiff oder sogar wie eine kleine Yacht aussah, und die schließlich bis 1983 ihren Dienst als Holtenauer Fähre verlässlich erledigte – unterbrochen nur von einem (ökonomisch bedingten?) kurzfristigen und tragisch endenden Einsatz der Hamburger Barkasse "Hubert", die am 28. Januar 1977 auf ihrer Fahrt von der Wik nach Holtenau vor den Steven des sowjetrussischen Frachters „Baltiyskiy 37“ lief, mit diesem kollidierte und sank.

Die verunglückte Barkasse „Hubert“ und deren kurzzeitiger Ersatz „Schwartenbek. Quellen[16]

Statt ihrer fuhr dann kurze Zeit die Barkasse „Schwartenbek“ als Fähre. Bei dem Unfall der „Hubert“ wurde ein Passagier getötet, zwei weitere Menschen konnten aus dem kalten Kanal-Wasser gerettet werden. Von diesem Unglück haben wir in der WAFFENSCHMIEDE „live“ nichts mitbekommen, aber natürlich kurz darauf die Aufregung auf dem KIEL-CANAL bemerkt.

---

[16] Stadtarchiv Kiel 68766 und 68769/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Ab 1984 setzte die Nordstrander Reederei Kurt Paulsen die ADLER 1 als Kanalfähre ein. Ich habe den schwimmenden fixen "Schuhkarton" anfangs genauso skeptisch gesehen, wie die meisten Holtenauer, die wie Rohrspatzen geschimpft haben, aber das Ding war für ein Schiff (oder etwas Schiffähnliches) wirklich fix und wendig und hat uns alle schließlich überzeugt. Die auch unter alten Holtenauern vertretene Ansicht, die Fahrt mit der Kanalfähre sei doch "immer" kostenlos gewesen, stimmt übrigens nicht: Die Fahrten waren nur bis 1925 kostenlos. Danach "kostete" die Benutzung der Fähre – zwar nicht viel, aber immerhin doch Pfennige...

Ich möchte nicht behaupten, dass ich einen schönen Schulweg gehabt habe, er war eher lang, staubig und schmutzig- vor allem bei Regen oder im Winter[17]

[17] Stadtarchiv Kiel 29045/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Tim-Kröger Schule & Heinz Schlappkohl

Stichwort Schule. Nach dem Föhr-Aufenthalt ging es ja wieder zur Schule. Also *„business as usual“*.

1919 ist das Gastspiel beendet, Rückkehr zum Ravensberg, aber noch kein Ende der Wanderschaft: 1923/24 lautet die Adresse der Schule Gerhardtstraße 104/106. Im 2. Weltkrieg verwüsten Bomben das Gebäude, am 3. Januar 1946 kommt abermals eine Genehmigung „von oben“: Die damalige britische Militärregierung erlaubt, den Schulbetrieb in den Räumen der Wiker Volksschule in der Kaserne 1 wieder aufzunehmen.

Erleichterung bei den Verantwortlichen aber erst 1955/56: Drei freiwerdende Räume werden angemietet, der Schichtunterricht ist zu Ende. Es klingt wie ein Aufatmen, wenn es in der Schulchronik heißt: „Nach zehnjährigem Vor- und Nachmittagsunterricht war der Übelstand endlich behoben. Schüler, Eltern und Lehrer waren über das Erreichte gleichermaßen froh.“

1960 beginnt die „Neuzeit“ der Schule: Baubeginn des Gebäudes am Elendsredder. 1962, am 27. Juni, kann hier der Unterricht aufgenommen werden.

Ausriss aus einem Artikel in den Kieler Nachrichten (?)[18] Nein, Schichtunterricht habe ich nicht mehr miterlebt.

Ach nein, nicht ganz, wir hatten ja den Klassenkameraden Heinz Schlappkohl. Schlappkohl, was für ein Name. Sein Name war wirklich Programm. Schlappkohl war eines Tages auf dem Schulweg nahe der Schleusen bei tiefen Minustemperaturen ins Eis eingebrochen. Es ist nie herausgekommen,

[18] Zeitungsartikel vermutlich KN. Datum? Kieler Stadtarchiv

warum. Halb oder dreiviertel erfroren kam er schließlich nass und schlotternd in die Schule. Ich muss hinzufügen, dass Winter damals noch echte Winter waren – sogar mit Schnee. Lehrer Dr. Schmidt sah nur eine Möglichkeit: Schlappkohl musste sich ausziehen, die nassen Klamotten (also alle) über die bullernde Heizung hängen, und sich zum Aufwärmen daneben stellen. Wahrscheinlich gab es von irgendwo her noch eine Decke. Er gab ein jämmerliches Bild ab, aber er überlebte ohne weitere Infektion

Schlappkohl war überhaupt ein echter Erfolgstyp. Weil ihm eines Tages die Fähre vor der Nase weggefahren war, nahm er Anlauf und sprang ihr hinterher. Die Idee wäre grundsätzlich nicht schlecht gewesen, weil die Fähre eine umlaufende Scheuerleiste von knapp einem Meter Breite hatte. Das war zu schaffen. Hätte er diese Leiste erreicht, und wäre er drauf geblieben, wäre er DER Held gewesen. Wahrscheinlich hätte ihn die Fahrmannschaft ordentlich zusammengestaucht – aber Held bleibt Held! Wäre… Hat er aber nicht. Sein Anlauf war zu kurz, seine Geschwindigkeit zu gering oder der Absprungplatz glitschig – was auch immer, der Sprung war einfach zu kurz bemessen, die Leiste vielleicht glatt vor Nässe oder weiß der Teufel… Jedenfalls landete er schlussendlich hinter der Fähre im Kanal. Das war gefährlich, weil bei so einem Hafendampfer(chen) sich hinten unter Wasser die Schraube dreht. Naja, er hatte Glück und wurde von der Besatzung der Fähre aus dem Wasser gezogen. Gerettet. Und zusammengestaucht. Aber wieder pudelnass. Und die Fähre hatte keine Heizung…

Mit diesem Springen auf die Scheuerleiste war er übrigens nicht alleine – das war eine unter uns Jungs im Sommer eine übliche Mutprobe auf allen Hafendampferbrücken. Das musste jeder einmal gemacht haben. Meistens geschah das

in Holtenau an der Brücke der Hafendampfer in der Nähe des alten Leuchtturmes Holtenau, wo die größeren Hafendampfer anlegten, die Kiel mit den Vororten der Förde als Wasserbus miteinander verbanden. Auf der Holtenauer Seite waren und sind das Holtenau, Friedrichsort, Falkenstein, Schilksee und Strande. Drüben auf der anderen Seite Mönkeberg. Heikendorf und Laboe. Die Hafendampfer waren größer als die Kanalfähre und dementsprechend war die Scheuerleiste breiter. Gefährlich war es aber trotzdem. Und gemacht haben wir es eigentlich jeden Sommer.

Schlappkohl hat nie dazu gelernt. Später hat er noch sein Zimmer bei unkontrollierter Produktion von Sprengstoff in die Luft gejagt. Dumm gelaufen. Heute wäre er unter Terrorismusverdacht verhaftet worden, damals gab es nur „normalen“ Ärger mit Eltern (ich vermute vor allem mit denen), Feuerwehr und Polizei.

Ja, der Schlappkohl – was für ein Typ.

Wir schreiben immer noch 1955. Drei Jahre zuvor, 1952, war der alte Schack zu Schackenburg verstorben, der Mann dessen „Leibeigene“ wir (nicht) waren. Sein Sohn wollte 1955 das geerbte Land verkaufen. Das hatte sich etwas hingezogen, aber irgendwann waren die Verhandlungen mit den Käufern abgeschlossen, und wir mussten den angestammten Grund verlassen. Meine Eltern erhielten im Austausch als Entschädigung für die Gebäude in der Gravensteiner Straße ein kleineres Grundstück die Straße ein Stückchen weiter hinunter direkt am Hochufer des Kanals. Aus heutiger Sicht ein guter „Deal“, denn meine Eltern erhielten ein „Sahnestückchen“ von einem Grundstück direkt am Kanal. Mit unverbaubarem Kanalblick. Für die Gaststätte ein Glücksgriff (sollte sich später erweisen). Damals war es allerdings noch ziemlich weit draußen…

Schulsport: Meinen „Freischwimmer“ habe ich früh im Jahr 1956 im Hafenschwimmbad in der Kieler Förde vor dem jetzigen Hotel Bellevue gemacht – bei immer noch frostigen 11°C. Sie haben richtig gelesen: 11°C! In Worten: Elf Grad. Das würde bei heutigen Schülern unter „Körperverletzung“ laufen, und den sofortigen Eingriff von mindestens einem Rechtsanwalt zur Folge haben – inkl. Strafversetzung der verantwortlichen Lehrer, vielleicht sogar eine Anklage wegen eines Anschlages auf Leib und Leben…. Vielleicht war die frostige Wassertemperatur noch eine Folge des Eiswinters?

Natürlich war das Wasser „arschkalt“ – nein, kälter! Eigentlich war es noch so etwas wie Eisbaden. Aber wir haben es gemacht, gebibbert, sind zähneklappernd „um unser Leben geschwommen“, und haben überlebt! Ich kann mich nicht einmal an folgende eine Erkältung erinnern. Aber ich weiß noch, dass der „blaue Lappen“, den jeder Freischwimmer erhielt, nicht wirklich über die mindestens genauso blauen Lippen und Glieder hinwegtröstete. Ich hielt jetzt den Beweis, dass ich schwimmen konnte, in Händen. Seitdem habe ich nicht mehr gerne in der See geschwommen.

Auf den nächsten „Jahrhundertwinter“ 55/56 folgte übrigens ein extrem trockner Sommer 1956.

Wir waren in der Timm-Kröger-Schule gewohnt, dass wir als Schüler gefordert wurden. Lernen und Leistung war damals wirklich „in“. Die Lehrer waren in der Regel streng, aber gerecht. Und ja, wir haben auch einmal, zweimal oder dreimal in der ganzen Schulzeit eine Ohrfeige erhalten. Meistens – eigentlich immer - kriegten wir sie zu Recht. Mit der Ohrfeige war das Vergehen gesühnt und wurde damit ad acta gelegt.

Ja, wir hatten Druck, ja, wir mussten Leistung zeigen. Ja, wir mussten uns anstrengen. Es war eine Zeit, in der jedes Kind wusste, dass man lernen musste, um es eines Tages zu etwas zu bringen.

Ich habe das ausgehalten (nicht nur das Schwimmen) und meine Klassenkameraden auch. Wir kannten es ja nicht anders. Ich finde dieses Fordern und den Druck in Maßen in der Schule bis heute nicht falsch.

Außer an die oben genannten Lehrer denke ich häufig und gerne an Rektor Nikelsen und Con-Rektor Müller zurück.

Egal, meine Eltern bauten ab 1955 die neue ZUR WAFFENSCHMIEDE. Die Kieler Nachrichten berichteten am 1.11.55 über das Richtfest am Vortag (s. Abb. nächste Seite[19]).

[19] Quelle: Kieler Nachrichten 1.10.1955 im Kieler Stadtarchiv

KZ v. 1.2.11.55

Richtfest der „Waffenschmiede"

Ein Stück alter Holtenauer Tradition ist wieder im Aufbau begriffen: die im letzten Kriege durch Bomben völlig zerstörte „Waffenschmiede". Die Familie Kolz-Riecken hat mit der ihr eigenen schleswig-holsteinischen Zähigkeit, unter fachmännischer Leitung des Architekten Willi Richter, Kiel-Friedrichsort, den Wiederaufbau der uralten Gastwirtschaft, ermöglicht. Gestern fand die Richtfeier statt.

Abseits vom starken Verkehr der Landeshauptstadt, jedoch mit dem Blick auf die meistbefahrene Wasserstraße der Welt, entsteht die so manchem alten Kieler noch bekannte „Waffenschmiede", nicht direkt auf ihrem alten Stammplatz, aber doch in unmittelbarer Nähe.

Wenn auch nach Fertigstellung die Decken und Wände nicht mehr von den uralten Waffen geziert sein werden, die leider durch die Bomben restlos zerstört wurden, so wird doch der alte Geist der echten Gastfreundschaftlichkeit in dieses Haus wieder einziehen. Auch für fachmännischen Nachwuchs ist gesorgt, da der älteste Sohn, der bei einem der größten gastronomischen Betriebe der Landeshauptstadt in der Lehre ist, sich für dieses Gewerbe entschieden hat. Wohl auch die in der ganzen Welt bekannten Knurrhähne, der Gesangverein der Holtenauer Lotsen, werden begrüßen, daß die Geburtsstätte ihres Vereins wieder entsteht.

Im Frühjahr ´56 wurde ZUR WAFFENSCHMIEDE fertig, sie war damals ein „Hotelchen“ vom Feinsten. Klein aber mit jetzt immerhin vier Zimmern und insgesamt acht Betten (Toilette und Dusche auf dem Gang) plus Gaststube; damals guter Standard! Etwas anderes war gar nicht vorstellbar. Ein Telefon gab es nur in der Gaststube.

Am 20. April 1956 haben meine Eltern die Gaststätte unter dem alten Namen ZUR WAFFENSCHMIEDE an der Stelle eröffnet, an der meine liebe Frau Erika und ich sie 1971 übernommen und bis Ende 2021 betrieben haben. Ich nenne sie die ganze Zeit schon immer nur verkürzt und in der Tat inkorrekt WAFFENSCHMIEDE, weil sich das besser schreibt.

Die Waffenschmiede sah nach dem Umbau 1960 so aus, wie auf dem Bild oben dargestellt.[20]

[20] Stadtarchiv Kiel 53502/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Erst viel später haben Erika und ich den Namen auf WAFFENSCHMIEDE verkürzt, weil viele Gäste uns im Telefonbuch unter „W“ nicht fanden und unter „Z“ nicht suchten.

Vielleicht ist es an der Zeit, einmal darauf hinzuweisen, dass in den verschiedenen WAFFENSCHMIEDEN nie Waffen hergestellt worden waren, der Name stammt von einer alten Waffensammlung, die beim Bombenangriff allerdings vernichtet wurde.

Die schlechten Nachkriegsjahre sind langsam vorbei. Die Menschen haben wieder etwas mehr Geld zur Verfügung und reichhaltiges Essen wird modern. Jetz kommt die neue Lage der neuen ZUR WAFFENSCHMIEDE am Kanal zum Tragen. Auf der Holtenauer Seite des Kanals (der Sonnenseite) befand sich zwischen Gaststätte und Hotel nur das Steilufer und davor eine Reihe von Duckdalben, an denen Schiffe zwar festmachen aber nichts laden oder entladen konnten, weil da eben keine Pier und kein Kai war. Die Lage war unverbaubar. Der Spruch der Makler „Lage, Lage, Lage“ war damals sicherlich noch nicht bekannt, aber er galt schon damals.

Gegenüber auf der Kieler Seite war dagegen unansehnliches Hafen- und Kaigelände, und da befanden sich ziemlich weit „nach links“ auch die Kieler Gaswerke, die per Schiff mit Kohlen versorgt wurden. Eines Tages wurde dort noch ein Schiff von den drei Brückenkränen am Kai gelöscht, als ein weiteres schon aus Richtung Brunsbüttel eintraf, das nun warten musste, bis das erste Schiff entladen war. Die Situation hat es sicherlich häufiger gegeben, ich erinnere mich aber eben an diese. Es war die „Belluly“, die Kohle aus Newport, England, brachte. Das Schiff legte an den Duckdalben direkt vor der WAFFENSCHMIEDE an. Die Seemänner oder Matrosen, wir nannten sie schlicht „Lords“, kamen mit einer Gig bei uns an Land und erklommen den kleinen Weg

die Böschung hoch, der sie quasi direkt vor das Hotel führte. Die Lords hatten die Taschen voller Geld, von dem sie erkleckliche Mengen bei Mutter ließen. Für mich fielen immer einige Stangen Zigaretten ab, die damals „besser als Geld“ waren – ich machte jedenfalls mit meinen 13 Jahren erstaunliche Geschäfte. Der lokale Zollbeamte ahnte oder wusste etwas, aber mit etwas „Bakschisch“ wurde die Sache für alle Seiten schnell und zufriedenstellend gelöst. Größere Zollaktionen hat es in vergleichbaren Situationen nie gegeben, es ging alles über den „ganz kleinen Dienstweg“. Die Zöllner waren eben auch nur Menschen.

Meine Schiffsjungenjahre

Bei uns logierten in diesen Jahren viele Gäste. Ich erinnere besonders u.a. die höheren Ränge der gerade neu gegründeten Bundeswehr namens Langhals und Werner von der neuen Marine und einen Herrn von Schlippenbach vom neuen Heer sowie den Schiffseigner Hans Rinck.

Letzterer war für mich ein wichtiger Mann. Rinck war Kapitän und wollte Lotse werden, war also ein sog. „Aspirant“. Er hatte ein eigenes Schiff, die MS „Köhlfleet“ (470 Tonnen), mit dem ich in der Folge mehrere Jahre in den Sommerferien mitfahren durfte. Sein Käptn war Lothar Tobias.

Ich stieg also auf der Schleuse für meine erste Fernfahrt in die östliche Ostsee ein. Zunächst ging die Reise nach Degerhamn auf Öland, um Gipssteine zu löschen. Von dort ging es nach Mentuoluto in Mittelfinnland oberhalb der Aland-Inseln, um Grubenholz zu laden.

Damals gab es noch ein florierendes Ruhrgebiet mit Bergbau, für dessen Kohleflöze das Grubenholz in großen

Mengen benötigt wurde, andere wichtige Abnehmer für dieses finnische Grubenholz waren natürlich die Kohlengruben Englands. Es war Mitte Juni als wir Mentuoluto erreichten, und ich erlebte zu ersten Mal das Wunder der Mitternachtssonne. Fantastisch. Unglaublich. Romantisch.

Am ersten Abend in Mentuoluto bekam unser Käpt´n Besuch von dem Eignerehepaar der MS „Käthe Hintz“, das seine beiden Töchter, Dörthe und Uschi, mitbrachte. Die beiden sehr zierlich gewachsenen Mädchen langweilten sich bei den Alten schnell und tauchten bei uns in der Messe auf, wo der Kochmaat und ich lustlos und gelangweilt herumhingen.

Aber dann: Welch eine Abwechslung auf unserem Pott: Mädchen! Und zwar Mädchen im durchaus interessanten und/oder richtigen Alter, fanden wir. Die Mitternachtssonne strahlte wie für uns gemalt, die in der tief stehenden Sonne glühenden Felsen unweit des Hafens luden zum romantischen Spaziergang, wo wir den Kochsmaat und die jüngere Schwester von beiden, Uschi, erstaunlich schnell verloren. Machte nix, Dörthe, die ältere, und ich hatten uns so viel zu erzählen, dass wir über dem ganzen Parlieren Zeit und die helle Nacht vergaßen. Wir haben nur geredet, ich schwöre. Allerdings verquatschten wir uns und blieben viel zu lang. Erst gegen drei Uhr morgens kam ich wieder an Bord, wo ich mir unmittelbar eine schallende Ohrfeige des Käpt´n (meines!) einfing, die mich glatt über den Kartentisch warf. Außerdem erhielt ich sofort unbegrenztes Landgangverbot – was wirklich Mist war, denn ich war für den nächsten Tag wieder mit meiner so reizenden Gesprächspartnerin verabredet. Daraus wurde ja nun nichts. Schiet.

Am folgenden Nachmittag um fünf passierte uns die „Walter Hintz“ beim Auslaufen mit einer wild winkenden

Dörthe an der Reling. Ich schrie verzweifelt hinüber, dass ich leider Landgangverbot bekommen hätte. Wahrscheinlich gingen meine Erklärungsversuche im „Pött“ des Motors der „Walther Hintz“ unter. Ob sie mich gehört hat? Ich weiß nicht. Ob sie mich vermisst hat? Weiß ich auch nicht. Vielleicht war zwischen uns ja auch alles gesagt worden – aber diese Beziehung hatte doch so positiv begonnen, fand ich. Schade war es schon, dass ich sie, glaubte ich in diesem Moment, nie wiedersehen sollte. Naja, dachte ich mir dann, Seemanns-Schicksal! Andere Häfen, andere Bräute – oder so ähnlich, erzählte man sich. Die Matrosen behaupteten damals noch, in jedem Hafen eine Braut zu haben. Sehr schön ist das damalige Liebesleben der Matrosen und ihrer Mädchen (?) nachzulesen im Buch STURMWARNUNG von oder über Kapitän Schwandt[21]. Ich war dafür ein wenig zu jung und offenbar auf der falschen Route unterwegs, denn das Buch beschreibt die vergleichsweise romantischen Verhältnisse von St. Pauli.

Wir blieben noch sechs Tage in Mentuoluto, um Holz zu laden. Das wurde von Hand auf zwei Rutschen gelegt und im Laderaum von finnischen Arbeitern ebenfalls von Hand gestapelt. Handarbeit von Schauerleuten - heute fast unvorstellbar. Die Aufsicht im Laderaum hatten zwei kapitale gestiefelte Frauen, an denen mir am meisten auffiel, dass jede von ihnen ein Messer im Stiefel stecken hatte. Was machen die damit? Das habe ich mich tagelang gefragt. Wahrscheinlich haben die niemanden damit abgestochen, das Messer gehörte vermutlich zu ihrer finnischen Tracht, dachte ich. Weit gefehlt, arbeiteten die Männer der „Brigade“ an der Rutsche nicht richtig, flog ratz fatz eines der Messer und

---

[21] Stefan Kruecken Sturmwarnung. Das aufregende Leben von Kapitän Schwandt. Erschienen im Ankerherz Verlag, Hollenstedt. ISBN 978-3-945877-00-5

blieb zittern dicht neben der Hand des faulen oder nicht richtig arbeitenden finnischen Mannes stecken. Eine interessante Art und Weise der Mitarbeiterführung und -motivation, das leuchtete mir schon damals ein. Die Grubenhölzer wurden dann auch noch zwei Meter hoch als Deckslast gefahren.

Auch das lässt Kapitän Schwandt in seinem Buch – allerdings handelt es sich bei seiner Ladung um Schnitt- und kein Grubenholz – so beschreiben: „In Finnland sah die Sache [es geht um Mädchen im Hafen] ganz anders aus, vor allem, wenn wir Schnittholz luden. Diese Handarbeit wurde von Frauen erledigt, die Brett für Brett sorgfältig im Laderaum stapelten. Wir Matrosen bedienten lediglich die Winschen, mit denen das Holz in den Laderaum gehoben wurde."

Da Dörthe mit dem elterlichen Schiff entfleucht war, hob Käpt´n Tobias das Landgangverbot bald wieder auf – es bestand ja keine „Dörthe-Gefahr" mehr. Wobei mir nicht ganz klar war, ob für sie oder für mich? Die beiden Matrosen der „Köhlfleet" Werner 1 und Werner 2 nahmen mich mit in den Hafen. Da gab es nicht viel, nur ein Hotel und gegenüber einen Dancing-Room.

„Dancing" hörte sich für uns so gut an, wie es war. Werner 1 und 2 kannten sich in Finnland offenbar aus, denn sie hatten jeder eine Schnapsflasche mit Strohhalm in den Innentaschen ihrer Jacken versteckt. Es ist übrigens ein völlig falsches Gerücht, dass das Trinken von Alkohol durch einen Strohhalm schneller oder mehr „duhne"… Glauben Sie mir, ich habe mehrere Vergleichsstudien an mir selbst mit dem Ergebnis „Kein Unterschied" durchgeführt. Als es mit dem Tanzen zur Live-Musik einer Sechs-Mann-Kapelle los ging, strömten finnische Männer und Frauen auf die Tanzfläche, und die Chose ging richtig ab. Ganz schnell hatten einige

neugierige finnische Mädchen den Schnaps entdeckt. Werner 1 und Werner 2 gaben ihnen nur zu gerne von dem Stoff ab, und genauso gerne folgten ihnen bald zwei Mädchen auf die „Köhlfleet“. Den Rest können Sie sich denken, muss ich auch nicht, da war ich noch zu jung für…

Ich zitiere auch hinsichtlich dieser Situation noch einmal Käptn Schwandt: „Finnlands Frauen waren wild auf Alkohol, der zu jener Zeit streng rationiert, sündhaft teuer und kaum zu haben war. Es kam also vor, dass mancher Matrose noch vor dem Mittagessen unauffällig das Thema Schnittholz vernachlässigte, um im Logis zu verschwinden. „Lütten moken in the morning time is beter als den ganzen Tag gar kein“, war der beliebteste Holperreim an Bord“

Ich kaufte bei meinem Käptn schnell zollfrei eine Flasche Bananeneislikör (so etwas gab es damals) für 2,85 Mark und konnte sie in derselben Nacht noch für 18 Mark verkaufen, für die ich am nächsten Tag ein paar traumhafte finnische Sandalen erstand. Ja, so war das damals in Finnland. Und viel zu früh waren die Ferien und die Ostseetour auf der „Köhlfleet“ zu Ende. Dann ging es wieder zur Schule.

Inzwischen war ich alt genug, um meiner Mutter im Hotel ab und zu zur Hand zu gehen. Sie bezahlte mich nicht schlecht, sodass ich früh über mein eigenes Geld verfügen konnte.

Ostern 1957 tauchten zwei Mädchen in der WAFFENSCHMIEDE auf. Sie werden es nicht erraten. Doch, es waren Dörthe und Uschi! Ganz großes Hallo! Die „Käthe Hintz“ lag nicht weit am Tiessen-Kai, und die beiden hatten nichts Besseres zu tun, als mich zu besuchen. Aber hallo!

Die nächste Zeit kamen die beiden häufiger zu Besuch in die WAFFENSCHMIEDE. Dörthe war 18, hatte einen

Führerschein und durfte Vaters zweifarbigen Opel Rekord (damals ein Traumwagen) mit viel Chrom und Weißwandreifen fahren. Das waren schöne Ausflüge.

Wie sollte Peter Maffey später singen: „Ich war 16 und sie 31. Und über Liebe wusste ich nicht viel. Sie wusste alles. Und sie ließ mich spüren. Ich war kein Kind mehr. Und es war Sommer“.

So ein Laie… Ich war 13 und sie war 18. Aber ich war ein schickes und gar nicht mehr so kleines Kerlchen (inzwischen hatte ich mich für mein Alter ganz stattlich entwickelt, sodass ich mit dem einen oder anderem Trick für 18 [oder so] durchgehen konnte).

Mein Vater ahnte zumindest, was sein „Sohnemann“ mit seinen jungen Jahren mit den Mädels, zumindest aber mit Dörthe, so trieb, und steckte mir ab und zu eine Packung „Pariser“ zu. Das war ganz sinnvoll, denn als Vater war ich wohl doch noch nicht geeignet… Ich vermute, er scheute einfach das Risiko und ging den einfacheren Weg, denn bis zur Antibaby-Pille sollte es noch fast 20 Jahre dauern.

Ab und zu gingen wir zu Hans Zimmer und Frau in die „Bergschenke“ in der Bergstraße in Kiel. Hans war ein alter Seemann und hatte einen Freund, der in Wedel das Lokal „Hafenstrasse“ betrieb. Die „Hafenstrasse“ gehörte nun wieder Dörthes Papa. Die Welt ist klein!

Oder doch groß? Im Radio lief damals auf NDR (UKW) am Sonntagvormittag die Sendung „Zwischen Hamburg und Haiti“. „Haiti“ war nur ein Versprechen, von Haiti wurde selten erzählt, und außerdem habe ich es sowieso mit Hawaii verwechselt, aber – gefühlt – über alle anderen Länder der Welt. Das hörte sich damals für einen jungen Burschen im

Kriegsverliererland Deutschland außerordentlich verlockend an.

Die deutschen Schlager handelten damals häufig vom Fernweh: Freddy Quinn sang als der *Junge von St. Pauli* und hatte einen Hit nach dem anderen – unter anderem „Heimweh“, „Heimatlos“, „Der Legionär“, „Die Gitarre und das Meer“, „Unter fremden Sternen“,“ La Paloma“ und „Junge, komm bald wieder“. Alles Lieder, die irgendwie vom Fernweh handelten.

Lys Assia sang „Ein Schiff wird kommen“, Hans Albers „La Paloma“, „Käpt’n Bay-Bay aus Shanghai“ , „Einmal noch nach Bombay“, „Zwischen Hamburg und Haiti“ , „Der Mensch muss eine Heimat haben“ , und „Weine nicht“ und Bruce Low „Tabak und Rum“, dass ich aus welchen Gründen auch immer bis heute noch im Ohr habe, und das gar kein Seemannslied ist, sondern von Cowboys handelte – aber immerhin von weit weg. Fort nur fort, die Welt erwartete mich doch!

Die französische Fremdenlegion lockte junge Abenteurer noch, von der Schlacht bei Điện Biên Phủ in Vietnam und der vernichtenden Niederlage der Legion (1954) hatte noch kaum jemand gehört…

Und da draußen im Kanal fuhren fast in Reichweite Schiffe aus aller Welt vorbei. Was waren das für Pötte… Im Vergleich mit heute waren sie klein. Aber es handelte sich auf jeden Fall noch um „richtige“ Schiffe mit noch geraden Steven und sehr runden Hecks, mit mittschiffs gelegenen Deckshäusern (außer bei Kümos) und kompliziert aussehendem Ladegeschirr. In ihren Laderäumen transportierten sie die größten Schätze rund um die Welt, glaubte ich. Ganz nebenbei, der Container war noch lange nicht erfunden. Ladung kam als Stückgut an Bord und wurde von spezialisierten Schauerleute seefest verstaut. Diese Schauermänner

verstanden ihr Handwerk wirklich. Mussten sie auch, damit sich die Ladung bei Sturm nicht losriss und ggf. das Schiff versenkte. Ach ja, Schiffe hatten damals auch noch richtige Schornsteine.

Bald reifte in mir der Entschluss, Kapitän zu werden. Herr eines Schiffes, an Bord der „Mann next God“ zu sein, sicher mit einer Braut in jedem oder mindestens jedem zweiten Hafen. Das mit den Bräuten schien mir gar kein Problem zu sein… Der Container, der die Romantik in der Schifffahrt erledigen sollte, wurde gerade erst in den USA erfunden und würde noch Jahre brauchen, bis er Europa erreichen würde.

Jede Reise beginnt mit dem ersten Schritt, auch die zum Kapitän. Und der erste Schritt meiner Reise hieß Moses.

In den Sommerferien 1957 – ich war immerhin schon „reife“ 14 Jahre alt, bot sich mir die Gelegenheit mit der „Köhlfleet“ die nächste Reise – diesmal als Moses mit Seefahrtsbuch und eigener Heuer – zu machen. Im Deckshaus im Heck wohnten der Kapitän Tobias und der Steuermann. Der Rest der Mannschaft (die beiden Werner [1 und 2], ein Koch und ein Decksjunge wohnten im Bug in einer engen, dunklen und muffigen Kammer. Ich nicht. Wegen der guten Beziehungen zum Eigner Rinck bekam ich eine (wirklich sehr) kleine aber immerhin eigene Kammer im Heck in der Nähe der Eignerkabine. Eigentlich war das ein Unding – der Moses in der Kammer gleich neben Eignerkabine im Heck, das ging normalerweise gar nicht, war auf der „Köhlfleet“ aber so. Und ich habe mich nicht beschwert.

Die Eignerkabine war natürlich der größte und schönste Raum an Bord. Er maß wohl 32 oder mehr Quadratmeter, in meiner Erinnerung erscheint er mir riesig, war hell eingerichtet (viele Einbaumöbel aus Holz). Die Eignerkabine bestand aus dem Salon, in dem in den Häfen die Offiziellen

geleitet wurden, hier fanden Besprechungen etc. statt, und dann war da noch der Schlafraum des Eignerehepaares. In dem war ich aber nie. Im Salon ließen insgesamt sieben große Bullaugen mit Messingbeschlägen viel Licht in den hellen Raum. Die Bullaugen konnten bei Sturm mit Stahlplatten wasserdicht verschraubt werden. Einige Bilder mit (natürlich) maritimem Themen waren an die Wände geschraubt worden, damit sie bei Seegang nicht herunterfielen. Messing-Lampen waren kardanisch aufgehängt.

1956. Als Gast auf der „Köhlfleet“

Gäste schälen Kartoffeln

1958. Raue See in der Ostsee. Parkettholz-Ladung

1958. Doppeldrehbrücke in Rendsburg

So und ähnlich sah die große Mehrzahl der zweckmäßig eingerichteten Eignerkabinen auf vergleichbaren Schiffen aus. Gardinen und Sitzkissen hatte die Eignersgattin vermutlich selbst genäht („man muss das Geld ja nicht zum Fenster resp. Bullauge rauswerfen"). Der Raum war gemütlich und anheimelnd.

Wenn Sie sich jetzt wundern sollten, dass ich mit 13 und 14 Jahren diese Schiffsfahrten machte (und sogar noch als Moses, also als Teil der Mannschaft) dann darf ich daran erinnern, dass in der Segelschiffszeit um und nach 1900 ein Großteil der Segelschiffsmannschaften Jungens in meinem Alter waren, die dann natürlich bei Sturm und Eis in die Masten und auf die Rahen gescheucht wurden, um die Segel zu setzen oder zu bergen. Harte Hunde, kann ich nur sagen, und innerlich den Hut ziehen. Jungen von heute würden wahrscheinlich (gemeinsam mit den Eltern) eher in einen unbefristeten Hungerstreik treten, als so eine Fahrt anzutreten. Damals war es normal.

Später (als meine Frau Erika und ich schon die WAFFENSCHMIEDE betrieben) durften wir einige der letzten Fahrensleute und Kapitäne der Flying-P-Liner bei uns begrüßen. Es war uns beiden immer eine große Ehre, diese Männer – die auch noch als alte Männer erkennen ließen, dass sie einmal zu den eisenharten Kerlen der Bestzungen dieser berühmten Schiffe gehört hatten – bei uns begrüßen zu dürfen.

Zurück zu unser „Köhlfleet". Meine zweite Reise ging zunächst in die Bretagne in den kleinen Tidenhafen von Isigny sur Mer am Ärmelkanal, der bei Ebbe trockenfällt. Die wichtigen Sehenswürdigkeiten wie die Kirche Saint-Georges aus dem 13. Jahrhundert, das Rathaus in einem Schloss aus dem 18. Jahrhundert im Stil Louis XVI oder die Kapelle Saint-Roch, erbaut im 16. Jahrhundert interessierten meine Mannschaftskameraden und mich nun gar nicht. Einen Reiseführer hatte niemand dabei, Internet? Dass ich nicht lache. Uns interessierte auch nicht, dass die Vorfahren von Walt Disney von hier stammten, und dass der Name d´ Isigny in Amerika zu Disney verballhornt wurde.

Viel wichtiger war, dass Werner 1 und Werner 2 mich eines Abends mit in eine Hafenkneipe nahmen, die ansonsten nur von Einheimischen besucht wurde. Und jetzt wir drei Deutschen. Wir wurden nicht sehr nett aufgenommen – nur ein junger Franzose redete mit uns (ich hatte doch Französisch in der Schule). Wie tauschten deutsche Senoussi-Zigaretten[22] gegen französische Gauloises. Dass sich der junge Franzose mit uns Deutschen einließ, goutierten die älteren Franzosen gar nicht – die deutsche Besatzung im 2. Weltkrieg war hier Mitte der 50er noch nicht vergessen.

---

[22] Filterlose Zigaretten von Reemtsma, gab es in Deutschland von 1922 bis 2002

Wir löschten unsere Ladung Telegrafenmasten mit dem schiffseigenen Ladegeschirr. Als nächstes verholten wir nach Gent, um Stahlplatten für Malmö zu laden. Vorher musste der Laderaum pico bello saubergemacht werden: Draußen herrschten 30°C im Schatten, im Laderaum waren es sicherlich 40°C und gefühlte 50°C. Wir arbeiteten mehr oder weniger nackt. Der Laderaum stank entsetzlich, denn die „Köhlfleet" hatte eine Reise vorher Getreide geladen, das zum Teil in die Bilge gerutscht war und dort mit dem Bilgenwasser vor sich hingammelte und/oder gärte – egal, der resultierenden Gestank war bestialisch. Die Bilgenabdeckung bestand aus schweren Balken, die mit reiner Muskelkraft angehoben werden mussten – Schwerstarbeit! Bei dem Gestank musste der eine oder andere sich übergeben, was die Lage (und den Gestank) aber auch nicht mehr verschlimmern konnte, denn es musste eh alles rausgeholt werden, und Laderaum und Bilge mussten ausgespült werden. Egal, wie wir uns fühlten, die Arbeit musste gemacht werden, da gab es kein Vertun. Das war jedem von uns klar. Seemannsarbeit konnte damals verdammt schwer sein, lernte ich in Isigny sur Mer. Nicht zu vergleichen mit dem Be- und Entladen und Laschen von Containern. Dafür braucht es ja keine echten See- und Schauerleute mehr. Langweilig! Schon die Schiffe: Riesige Schuhschachteln von bis zu 400 Metern Länge und 60 Metern Breite und Höhe, die vorn und hinten etwas angespitzt werden. Dagegen erscheint sogar ein US-Flugzeugträger klein. Naja, vielleicht nicht gerade klein, sicherlich aber kleiner! 20.000 und mehr von diesen Blechkisten passen rein und rauf. Mehr als die halbe Ladung fahren die als Decksladung. Angefasst werden müssen die Container auch nicht mehr, dürfen sie wahrscheinlich gar nicht. Das Laden und Entladen übernehmen riesige Containerbrücken in den Hubs genannten Häfen. Das

hat schon seinen Grund, dass die Hubs genannt werden und nicht Hafen. Fast immer liegen sie 20 bis 30 Kilometer vor den Städten, nach denen sie benannt sind. Die Schiffe werden in 24 Stunden ent- und beladen. Die Mannschaften haben keine Zeit mehr für einen Landgang. Die Taxigebühr in die nächste Hafenkneipe würde einen Monatslohn kosten! Und die romantische Idee von damals (als eh alles besser war, echt), in jedem Hafen eine Braut zu haben (das WAR besser), kannst Du heute ganz einfach vergessen. Nicht dass die Mädchen nicht dazu bereit wären – die Seemänner können sie gar nicht mehr besuchen

Auch diese alten Zeiten lässt Kapitän Schwandt ganz wunderbar in seinem Buch STURMWARNUNG[23] von Stefan Kruecken beschreiben.

Nee, Seefahrt ist nicht mehr das, was sie einmal war. Nämlich ein Beruf für Männer – für Männer häufig mit rauer Schale und weichem Kern. Damals.

Aber meine Geschichte bewegt sich ja noch in den 50er Jahren, als es die Romantik zumindest zum Teil noch gab.

Also: Stahlplatten nach Malmö. An Malmö habe ich keine besonderen Erinnerungen, also war da vermutlich auch nichts los. Also laden wir in Malmö Telegrafenstangen für Bremen. Ihnen fällt die Häufung von Telegrafenstangen als Ladung auf? Kein Wunder, Funktelefon oder Handy waren noch lange nicht erfunden (nicht einmal das Faxgerät). Wir telefonierten via Festnetz. Wollte man zuhause über ein Mobiltelefon verfügen, musste man bei der Telefongesellschaft ein 10 Meter langes Verbindungskabel für einen horrenden Preis mieten – so konnte man mit dem Telefon eben

---

[23] Stefan Kruecken STURMWARNUNG im Ankerherz Verlag

10 Meter weit durch Wohnung oder Büro laufen – das verstand man einmal unter Mobiltelefon.

Wenn sehr junge Menschen diese Zeilen lesen, sehe ich sie schon die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und fragen, wie man so leben konnte ohne ständig empfangsbereites Handy. Erstens, wir kannten es nicht anders. Wollte man von unterwegs telefonieren, suchte man eine Telefonzelle auf und warf 20 Pfg. ein. Andererseits war man – hatte man die Wohnung erst einmal verlassen – für die Eltern unter keinen Bedingungen erreichbar – das nenne ich aus heutiger Sicht „Freiheit"! Und wenn wir einen Freund besuchen wollten, ging man zu ihm hin, klingelte und fragte (seine Mutter), ob er da sei? Wenn nicht, ging man wieder.

Okay, soviel zu den Telegrafenstangen. Die sollten ja nun nach Bremen transportiert werden.

Wir erreichten Bremen bei gutem Wetter problemlos. Es war immer noch Sommer, es war warm – die ganze Crew badete außenbords. Ich nicht. Also wurde ich aufgefordert auch ins Wasser zu kommen, es sei „wunderbar". Sie erinnern sich, dass ich den Freischwimmerschein 1956 bei 11°C Wassertemperatur gemacht hatte. Seitdem hatte ich mich nur noch in der häuslichen Badewanne ins muggelig warme Wasser gelegt. Geschwommen hatte ich seitdem nicht mehr. Ich hatte von kaltem Wasser in jeder Form die Nase gestrichen voll. Also rief ich denen im Wasser zu, ich könne ja nun leider nicht schwimmen, was großes Gegröle im Wasser auslöste. Die anderen enterten die Jakobsleiter hoch, packten mich, und schmissen mich unter Gejohle und Lachen in hohem Bogen über die Reling ins Wasser. Ohne Rettungsring.

Zu meinem eigenen Erstaunen ging das mit dem Schwimmen schon noch, und sooo schlimm war es auch nicht…

In Bremen luden wir Gipssteine (aus denen, man mag es kaum glauben, tatsächlich Gips gemacht wird) für Degerhamn, das im Südwesten der Insel Öland am Kalmarsund liegt. Ich fuhr noch bis zu den Holtenauer Schleusen mit – dort war meine Reise zu Ende, weil die Sommerferien zu Ende waren.

Damit hatte mich nach wunderbaren Wochen an Bord das tägliche Schuleinerlei wieder. Schuleinerlei sagte ich? Es war in Wirklichkeit eine unbeschwerte Zeit. Bis auf einen Tag im Herbst. Ich war auf dem Nachhauseweg von der Schule, als ich von hinten plötzlich überfallen und ziemlich vertrümmt wurde. Ich hatte keine Ahnung warum und von wem, weil die Feiglinge (es waren mehrere) sich mir nicht gezeigt, geschweige denn zu erkennen gegeben haben.

Gerettet hat mich eine Dame, die die miesen Feiglinge mit Handtasche und Regenschirm vertrieben hat. Ich sage ja: Feiglinge. Die Dame – ihren Namen habe ich leider vergessen – hat dann meine Eltern angerufen und mich zur Fähre gebracht. Auf der anderen Seite erwarteten meine Eltern mich und brachten mich nach Hause.

Wochen später habe ich dann doch mitbekommen, wofür es die Prügel gab – es ging um die drei bis vier Jahre ältere Ilse, die wohl noch einen anderen Galan hatte, einen offenbar schwer eifersüchtigen Typen. Ilse gibt es heute noch, und sie hat uns bis zum Verkauf der WAFFENSCHMIEDE gemeinsam mit ihrem späteren Ehemann (der NICHT der miese Feigling gewesen war!) regelmäßig besucht.

Ich hatte meine Dörthe bis dahin nicht vergessen. Ab und zu besuchte ich sie in ihrem Elternhaus in Wedel. Ihre Mutter Käthe hat sich immer rührend um unser körperliches Wohl gekümmert – soweit es sich um Essen und Trinken handelte. Häufig fuhren Dörthe und ich nach WILLKOMM HÖFT

im Schulauer Fährhaus an der Elbe, wo seit 1952 Schiffe von über 1.000 Tonnen individuell begrüßt werden. Ab und zu begleitete uns ihre Freundin Helga, die ich auch ganz nett fand. Helga war oder lernte Kosmetikerin. Dörthe hat bald darauf geheiratet. In Kontakt blieben wir trotzdem. Schon über Helga, die für eine ganze Zeit Dörthes Platz bei mir einnahm. Dann verloren wir uns aus den Augen. Aber wir sollten uns noch einmal treffen!

In den Sommerferien 1958 – ich war inzwischen reife 15 – heuerte ich für meine dritte Reise wieder als Moses auf der „Köhlfleet" an. Meine Reise begann wie immer in den Holtenauer Schleusen. Zu meiner Überraschung hatte Kapitän Tobias Urlaub und als Käptn fungierte der Eigner Hans Rinck.

Ich logierte wieder in „meiner" Kammer hinter dem Steuerhaus und zwischen Steuermann- und Eignerkabine. Irgendwo dort war auch der Niedergang zum Maschinenraum mit dem MaK-Diesel, der aber automatisch fuhr und aus dem Steuerhaus gesteuert wurde. Alle sechs Stunden musste einer der Werners runter, um die Maschine zu schmieren.

Als Moses musste ich Wache gehen. Wir fuhren nach einen 2-Wachen System: Ein Teil der Mannschaft arbeitet von 00:00– 06:00 und von 12:00– 18:00 Uhr, der andere Teil arbeitete von 06:00– 12:00 und 18:00– 24:00 Uhr.

Einen Teil meiner Wache fuhr ich als Rudergänger, dann standen andere Arbeiten an: Messing putzen, Deck schrubben, in der Küche helfen (Kartoffeln schälen, Abwaschen), Grätings pönen (anmalen/lackieren), Kapitän oder Steuermann Kaffee holen. Einfache Sachen also. Am meisten Spaß hat mir das Steuern als Rudergänger gemacht. Steuermann oder Kapitän gaben den Kurs vor (natürlich kannte ich Wind-

und Kompassrose aus dem ff.), ich musste ihn steuern und halten, was bei Seegang schräg von vorne oder hinten nicht immer ganz einfach ist. Aber man bekommt mit der Zeit ein Gefühl für Wind, Wellen und Strömung. Die „Köhlfleet“ hatte noch ein richtiges Steuerrad von knapp einem Meter Durchmesser aus mit Bootslack lackiertem Holz (Mahagoni war damals noch nicht verboten). Vor dem Steuerrad stand der Kompass, der von einer halbkugelförmigen Messinghaube geschützt wurde und daneben der Maschinentelegraf (so ein richtiger). Den Kompass musste ich die ganze Zeit verdammt gut im Auge behalten, damit das Schiff nicht aus dem Kurs lief. Hinter dem Rudergänger befand sich der Kartentisch aus lackiertem Mahagoni, auf dem die Seekarte des aktuell befahrenen Meeresgebietes lag. In gewissen Abständen wurden die Schiffpositionen mit Bleistift eingetragen. In das Logbuch, in das alle Aktivitäten, die auf dem Schiff passierten, die anliegenden Kurse und beobachtete Besonderheiten eingetragen wurden, durften nur Kapitän oder Steuermann Eintragungen vorgenommen werden. Das Logbuch ist ein wichtiges Schiffsdokument, dessen Eintragungen nicht verändert werden dürfen.

Natürlich hatten wir ein Echolot zur Verfügung – aber bei dichtem Nebel oder unklaren Situationen wurde schon auch mal ein Ausguck in den Bug geschickt. Ob wir Radar hatten? Weiß ich nicht. Kann sein, aber wahrscheinlich nicht. Das war damals noch eine sehr *nümod´sche* Erfindung und *düer*… Schiffseigner waren aber grundsätzlich sparsame Menschen – also nein, wahrscheinlich eher nicht.

In neuen Revieren oder bei hohem Schiffsaufkommen musste Werner 2 das Ruder übernehmen – er hatte einfach „das Gefühl“ und ein Händchen… Nur war er leider so klein, dass er weder den Kompass ablesen konnte noch über das

Steuerrad schauen konnte. Deshalb brachte er immer einen kleinen Schemel mit. Da stellte er sich drauf und dann ging´s.

1958. Von links nach rechts: Kapitän und Lotse Hans Rinck, sein Sohn (mit Segelschiff) Hans-Jürgen, ich und Steuermann. Hinten Gast Krüger

Der Eigner-Kapitän erwies sich als sehr netter Mann und guter Arbeitsgeber. War Kapitän Tobias doch ein echter *Pennschieter*, so war Käptn Rinck großzügig und nett und ließ ab und zu auch mal fünf gerade sein…

Die Reise ging zuerst nach Degerhamn auf Öland und dann nach Piteå in Nordschweden. Ich erinnere besonders die beeindruckende Fahrt durch die schwedischen Schären vor Stockholm. Vorbei an der 20 Kilometer vor Stockholm hochromantisch gelegenen Kleinstadt Dalarö, der Stadt am Hang ohne Straßen, auf der gleichnamigen Insel, die durch einen schmalen Kanal von 10 bis 30 Meter Breite vom Festland getrennt ist.

Dann ging es durch Meeresstraße Westraquarken (ca. 63°45'0" Nord und 20°45'0" Ost) bis Piteå am Bottnischen Meerbusen.

Piteå ist hauptsächlich durch die holzverarbeitende Industrie gekennzeichnet: Zwei von Europas größten Papierfabriken und bedeutende Sägewerke befinden sich in der Stadt.

Werner 2 hatte Geburtstag und unser Kapitän besorgte aus mindestens 30 Kilometern Entfernung ein riesiges Kuchenpaket für seinen Decksmann – so ein Mann war der Eigner-Kapitän.

In Piteå luden wir Parkettholz, das keinesfalls nass werden durfte. Das bedeutete für uns, dass es bei jeder sich drohend nähernden Regenwolke hieß: „Luken dicht"! Ich musste ordentlich mit anfassen. War die Wolke respektive der Regen abgezogen, mussten die Luken wieder geöffnet werden, und das Beladen und Verstauen der Ladung ging weiter. Insgesamt lagen wir eine Woche im Hafen von Piteå. Der schwedische Hafenmeister diente zugleich als Postbote und Zöllner, seine hübsche Tochter betrieb einen Kiosk im Hafen. Bevor der Zollschrank vorschriftsgemäß verschlossen wurde, tranken Kapitän und Hafenmeister im Salon ordentlich ein paar Schnapps. Danach gab es Vollkornbrot von Bäcker Flügge (alte Kieler wissen, was das bedeutet). Schiffshändler Tiessen ließ grüßen…Danach wurde der Zollschrank durch ein Versehen leider nicht verschlossen, und wir konnten uns die nächsten Hafentage ausgiebig zollfrei bedienen. Im Seemannsheim tauschten wir unseren zollfreien und daher billigen Schnapps gegen Tee etc.

Unser Käptn war ein guter Koch. Er konnte „aus nix" leckere Speisen „zaubern". Ich erinnere gern sein Gericht „Kabelgarn"!

Rezeptannäherung „**Kabelgarn**“ von Hans Rinck frei nach Moses Rieken

Man nehme pro Esser eine halbe Dose Corned Beef, geschnittene Zwiebeln (die Menge ergibt sich nach Geschmack) und eine Handvoll Gewürzgurkenstücke. That´s it!

Und was die Küche ansonsten gerade so hergibt, würze großzügig mit Pfeffer und Salz (ggf. Maggi) und brate das Ganze in Pfanne.

Man serviere das Ganze einer hungrigen Decksmannschaft.

.

Auf der Rückfahrt mit dem Schiffsbauch voll Parkettholz gerieten wir vor Simrichshamn in einen Sturm, der uns zum Notankern mitten im Hafen zwang. Nach 12 Stunden beruhigte sich das Wetter und wir konnten unsere Reise fortsetzen. Genau im Zeitplan erreichten wir trotzdem die Holtenauer Schleusen, wo meine Heuer endete.

Die „Köhlfleet“ sollte im November in Rendsburg in die Werft gehen und wir verabredeten, dass ich die Mannschaft dort auf der Nobiskrug-Werft besuchen würde. Aber eines war mir nach dieser schönen Reise völlig klar: Ich würde Hans Rinck folgen und auch Kapitän werden. Kapitän Rainer Rieken, Rainer mit „a“ – das hörte sich doch wirklich gut an.

Im November löste ich mein Versprechen ein und fuhr nach Rendsburg in die Werft. Ich fand die „Köhlfleet“ und ging an Bord. Nix los dort. In der Kammer im Bug fand ich die beiden Werners und eine junge nackte Frau. Sie war

nicht besonders hübsch, nicht einmal reizvoll – aber das erwartet man ja nicht unbedingt von einer – vermutlich billigen – Rendsburger Hafennutte, die sich mehr oder weniger willenlos den Fantasien der beiden Wernes hingab. Ihre Einladung mich an ihren merkwürdigen Spielen zu beteiligen, lehnte ich höflich ab. Ich erspare Ihnen Einzelheiten, glauben Sie mir bitte, ist besser so…

Dann begann einer der Werners – egal ob 1 oder 2 – ein neues für das Mädchen extrem schmerzhaftes Spiel. Sie schrie gotteserbärmlich, ich hatte schon nicht mehr richtig hingeschaut, weil ich mich, der Mädchen doch so gerne mochte, für das schämte, was da abgelaufen war. Ich rannte aus der Kammer, ich übergab mich, ich rannte von Bord und habe die „Köhlfleet“ nie wieder betreten. Schlimmer, mein Berufswunsch Kapitän, hatte sich in dem Moment verflüchtigt, als ich sah, was diese brutalen Matrosen da mit dem armen Mädchen angestellt hatten. Kapitän Rainer Rieken (Rainer mit “a“) – den oder das gab es nicht mehr. In mir war auf der ganzen Rückfahrt eine fürchterliche Leere.

Das Ende der Schulzeit nahte mit Riesenschritten. Eine Lehrstelle zu erwischen war damals, das Wirtschaftswunder nahte, keinesfalls einfach. Zum 1. April (kein Aprilscherz) begannen die neuen Lehrzeiten. Die Zeit drängte. Was also werden?

Nicht mehr Kapitän, das war mir klar. Aber was dann? Klar war jedenfalls auch, dass es Vaters ewig gehegter Berufsvorschlag für mich „Postbeamter“ („ein sicherer Beruf fürs ganze Leben“) garantiert nicht werden würde. Postbeamter wie er? Überhaupt, irgendwie so zu werden wie er, das konnte er gleich einmal vergessen. Handwerklich war ich zwar keine Niete, aber es war mir ebenfalls klar, dass es „etwas Handwerkliches“ auch nicht werden würde.

Ich glaube, es war meine Mutter, die mir vorschlug, es mit dem Hotel- und Restaurantfach zu versuchen. Zunächst einmal Kellner werden – dann konnte immer noch alles aus mir werden. Als Kellner würde mir im wahrsten Sinne die ganze Welt offenstehen. Das leuchtete ein, das war fast so gut wie Kapitän, eventuell besser, weil ich mit Werner 1 und 2 und ihren Geistesbrüdern nichts zu tun haben würde. Also Kellner.

In Kiel eine Lehrstelle zu finden, erwies sich als nicht einfach. Mein Onkel besuchte mit mir einige in Frage kommende Lehrherren. Die einen ließen uns eiskalt abblitzen, andere sprachen trotz Vorstellungstermin erst gar nicht erst mit uns, wieder andere behandelten mich von oben herab. Nicht mit mir, sagte ich mir! Ich bin Rainer Rieken (Rainer mit „a“) und wäre fast Kapitän geworden… Das sind lauter Luschen als Lehrherren sagte ich mir, nicht mit denen. Aber mit wem dann? Eines der besten Hotels in Kiel – wenn nicht das beste - war zu dieser Zeit DER FLENSBURGER HOF. Für Kiel eine echte Nobelherberge. International gesehen vielleicht nichts Besonderes, aber in Kiel damals Spitze…

Dieses Mal ging ich allein. Was hatte ich nicht schon alles erlebt, was hatte ich nicht schon alles gemacht – als Schauspieler war ich – eingedenk des „Faulen Fridolins“ – auch ganz passabel. Und meine Gesprächspartnerin („Partnerin“!) war die Hotelchefin Frau Margarethe Ohm.

Das Gespräch war kurz, aber intensiv. Sie schien mich zu mögen, was mich nicht überraschte, Ihr Gemahl war nicht anwesend – alles gut! Nach einer Stunde unterschrieben wir den Vertrag! Ich würde Kellner und Oberkellner und ich weiß nicht was noch werden… Die Sache war geritzt.

Jetzt musste die Schule beendet werden. Naja.

Den Mathematik-, Physik- und Chemielehrer Dr. Eckert kannte ich gut, er kannte mich gut. Mathe war eh „mein Fach“, was sollte also schief gehen? Außerdem hatte ich ihn seit langer Zeit mit Zigaretten ausgeholfen, wenn er gerade mal keine hatte, aber eine brauchte. Zu Musik- und Zeichenlehrer Linke hatte ich eine besondere Eukalyptus-Bonbon-Beziehung aufgebaut. Was für Dr. Eckert die Zigaretten waren, waren für Linke die Bonbons. Das hatte ich früh gelernt: Vitamin B hilft… In den anderen Fächern erwartete ich keine Probleme.

Ach ja, die Herren Sabrov, Neeser und Müller möchte ich noch erwähnen. Die letzten beiden genannten lobend, den ersten eher nicht.

Insgesamt muss, nein, möchte ich sagen: Ich war froh, auf der Timm-Kröger-Schule gewesen zu sein. Ich war froh, über die meisten Lehrer, die mich tatsächlich (!) gut auf mein Leben vorbereitet haben. Sie waren strenge, aber gute Lehrer. Sie haben uns Leitung abverlangt, und wir haben sie nach Kräften erbracht. Nein – oder ja – ich denke gerne an die Zeit auf der „Timm-Kröger“ zurück. Es war im Großen und Ganzen eine gute Zeit.

Lehr- und Lernjahre

Am 1. April 1959 trat ich meine Lehre im FLENSBURGER HOF an. Wir waren 10 Lehrlinge und keiner von uns wusste, was uns erwartete. Meine Kellnergarderobe bestand aus einer schwarzen Hose, einen weißen vierfach gefältelten Pique-Hemd und einer weißen Kellner-Jacke. Wichtig war der Hemdkragen, der immer tipp-topp zu sein hatte. Er war aus Papier und hielt – wenn man den Hals fleißig wusch – ca. vier Wochen. Schmutzränder, die trotz täglichen Waschen des Hals unweigerlich entstanden, konnten mit einem weichen Radiergummi entfernt werden.

Blick auf den Flensburger Hof(im Rahmen) im Jahre 1963. Rechts die Ostseehalle. Alle Parkplätze sind belegt, soll keiner sagen, wir hätten in Kiel damals noch kein Verkehrsproblem gehabt…Quelle[24]

[24] Stadtarchiv Kiel 29681/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

1962. Vor Festbankett in der Halle im Flensburger Hof. Quelle[25]

Diese Kragen bekam man bei Witte, dem exklusiven Herrenausstatter (damals, heute führen die auch Damenkleidung) in der Holstenstraße.

Mit den Kragen- und den Hemdknöpfen kam ich am ersten Tag noch nicht zurecht – und erst recht nicht mit dem Binden von Fliege oder Schleife. Mein Hauptausbilder, Herr Willmer knöpfte mich am ersten Tag zu, zeigte mir den Umgang mit dem Faltkragen und band mir die Schleife. Heute möchte ich ihm noch ein dickes „Dankeschön“ zurufen, das geht aber nicht mehr, da er schon lange verstorben ist. Das Binden der Schleife musste er mir dreimal zeigen, dann hatte ich´s kapiert. Für immer. Ich war eh schnell im Kapieren, wenn man etwas demonstrierte…

[25] Stadtarchiv Kiel 29204/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Ca. 1961. Eisbomben fertig zum Servieren. Links Oberkellner Hermann Willmer

Zur Lehrzeit möchte ich noch anfügen, dass ich schnell gelernt habe, dass Lehrjahre wirklich keine Herrenjahre sind oder damals waren. Die achtstündige Arbeitszeit stand zwar auf dem Papier, aber wirklich nur dort. Ich kann mich kaum an einen Tag erinnern, an dem ich nicht 10 oder mehr Stunden gearbeitet oder „gelernt" habe.

Wenn ich zur Frühschicht eingeteilt worden war, musste ich um 05.30 Uhr aufstehen, um die Kanalfähre um 06.15 Uhr zu erreichen. Von der anderen Seite des Kanals fuhr ich mit der Straßenbahn Linie 4 bis in die Innenstadt. Um 07.00 Uhr war Arbeitsbeginn, um 16.00 begann eine zweistündige Pause, die ich häufig im Stehrestaurant REIMERS verbrachte. Dort erhielt man für entweder 75 Pfennige oder 1 Mark ein halbes Mettbrötchen und ein Bier. Das war auch für mich als Lehrling bezahlbar. Um 18.00 musste ich wieder zum Dienst antreten, der dann bis 20.00 Uhr ging.

Ca. 1961. Gut gelaunte Köche des Flensburger Hof…

Meistens mussten wir allerdings länger arbeiten – regulär war ich gegen 22.00 Uhr wieder zuhause. Bei Spätschicht hatte ich um 12.00 Uhr Dienstbeginn, Feierabend war dann „regulär“ gegen 23.00 Uhr. Um diese Zeit erschien der Nachtconcierge zum Dienst, überprüfte u.a. die Verfügbarkeit von warmen Wasser etc. War er zufrieden, konnten wir endlich das Haus verlassen.

Die letzte Fähre verließ das Kieler Ufer um 00.07 Uhr – die musste ich unbedingt erreichen. Denn wehe, ich erreichte ich sie nicht, dann musste ich die „4“ schon an der Knorrstraße verlassen und zu Fuß über die Kanalbrücke nach Hause gehen. Das war weit, manchmal nass und kalt – und außerdem musste ich vor der Brücke an drei Barackenlagern vorbei, von deren Bewohnern man mir beigebracht hatte, dass es angebracht wäre, sehr vorsichtig zu sein… Ich schlich also eher durch die Dunkelheit. Wie gesagt, ich war erst 16 oder 17 Jahre alt. Vielleicht waren die Barackler ja auch gar nicht gefährliche „Zigeuner“ oder so, aber meine Fantasie tat das ihre.

Ca. 1961. Köche und Kellner im Flensburger Hof. Man beachte die Papierkrägen

Wenn ich das Pech hatte, zu Fuß gehen zu müssen, konnte es sein, dass ich dann wieder ein wenig Glück hatte und das Holtenauer TAXI von Zietz vorbeikam. Und wenn ich noch mehr Glück hatte, hielt er auf mein Zeichen hin an, und nahm mich kostenlos mit, denn „der Zietz" verkehrte in der WAFFENSCHMIEDE und ich konnte mich mit dem einen oder anderen „geschenkten" Bier oder Korn bei ihm revanchieren.

Im FLENSBURGER HOF waren wir insgesamt 10 Kellner-Lehrlinge, 10 Koch-Lehrlinge und 10 Hotelfachfrau-Lehrlinge (ich meine jedenfalls, es wären jeweils 10 gewesen). Das Salär war mit 10 Mark im ersten Lehrjahr, 20 im zweiten und dreißig im dritten wahrlich „fürstlich" („Sarkasmus aus"). Im dritten Lehrjahr arbeiteten wir an zwei Sonntagen, was mit 20 Mark extra belohnt wurde. Erzählen Sie das mal Lehrlingen von heute… Nein, tun Sie´s lieber nicht!

Wir hatten im FLENSBURGER HOF einen alten Fahrstuhl, der von einem „Fahrstuhlführer" mit der Hand bedienen werden musste. Das war insofern nicht ungewöhnlich, weil ich mich

erinnere, dass Fahrstühle in Warenhäusern, z.B. bei Jakobsen am Dreiecksplatz oder bei Karstadt an der Nikolaikirche auch von Fahrstuhlführern bedient wurden (ich meine mich typischerweise an kriegsverletzte Invaliden in Fahrstuhlführer-Uniform mit nur einem Arm zu erinnern. Der Ärmel des „abben Armes“ wurde dann nach oben umgeschlagen getragen).

Ich weiß heute noch die Ausrufe der Stockwerke: „Zweiter Stock! Damenoberbekleidung, Wäsche und Kinderspielsachen“. Oder so. Legen Sie mich nicht genau fest. Ich meine ja auch nur das Prinzip. Im ersten und dritten Stock waren es eben andere Warengruppen, die in einer ganz bestimmten Melodie, die ich nicht mehr vergessen kann, ausgerufen wurden. Gute alte Zeit. Die Kriegsinvaliden mussten auch mit Arbeitsstellen versorgt werden. Unser Fahrstuhl musste also auch „geführt“ werden. Den Fahrstuhlführer „machte“ immer einer der Lehrlinge, meist der, der gerade der Rezeption am nächsten war.

Ca. 1961. Ich bediene unter anderem Norbert Gansel und Karl Bommes im Flensburger Hof

Der Job war beliebt, denn man trug das Gepäck der Gäste bis ins Zimmer und erhielt ein extra-Trinkgeld, das man behalten durfte. Die clevereren Lehrlinge trieben sich also gerne an der Rezeption herum, wenn es sonst nichts zu tun gab – Stichwort: „Trinkgeld-Alarm“!

Ich hatte mir noch eine andere Verdienstquelle aufgetan: 1959 hatte noch jede Nation eine eigene Währung. Wichtig waren v.a. dänische, schwedische und norwegische Kronen, Kreditkarten waren in Europa unbekannt.

Wenn überhaupt, reiste man am ehesten mit Traveller-Checks, meist aber mit Bargeld. An Wochenenden waren Banken und Wechselstuben geschlossen. Die internationalen Gäste mussten Rechnungen aber in Deutscher Mark bezahlen. An der Rezeption war häufig nicht genug Geld vorhanden, um alle Wechselwünsche zu erfüllen. Ausländische, vor allem skandinavische Gäste, konnten dann mit ihren Kronen in Kiel nix anfangen. Ich hatte das Geschäftsmodell entwickelt, immer ausreichend Bargeld dabei zu haben, um im „Notfall“ als Geldwechsler einspringen zu können. Schlappe 10% plus den einen oder anderen Rundungsfehler schlug ich auf den aktuellen Wechselkurs auf – das wurde von den Gästen gerne akzeptiert. Ein schönes Zubrot. Wie gesagt, es war die Zeit des Wirtschaftswunders, und ich tat, was ich konnte, um teilzuhaben.

Übrigens führt Witte heute keine Papierkragen mehr – so praktisch sie sind, Sie müssen es gar nicht erst probieren: Eine telefonische Nachfrage im März 2022 führte zu völligem Unverständnis bei dem jungen Verkäufer auf der anderen Seite der Telefonverbindung, der schließlich nach

Nachfrage bei Kollegen 1.) zugeben musste, noch nie von Papierkragen gehört zu haben und mir deshalb 2.) „leider, leider“ keine anbieten konnte.

Ab und zu waren unsere Chefs abends richtig gut drauf, und luden uns ein, sie ins MAXIM unten am Hafen zu begleiten. Das Kieler MAXIM war ein „gutes“ Etablissement, in dem spät nachts (wenn es kaum jemand anders sah) die Kieler Hautevolee verkehrte, um sich beim „Gedeck“ und Striptease zu vergnügen. Wir Lehrlinge mussten dann den Mädchen die Geldscheine der Herren ins Strumpfband stecken – wir haben uns nicht gewehrt. Für uns „Kellnerkollegen“ kostete das Bier ca. 2,90 DM, für das Publikum wohl zwischen 6,00 und 7,00 DM. Und wenn die Chefs immer noch gut drauf waren, wurde ich früh morgens mit dem Auto in die WAFFENSCHMIEDE gefahren. Das nenne ich ´mal „Menschenführung“ durch Ausbilder!

Ich bediene meine Mutter anlässlich 40jähriges Jubiläum von Direktor Max mau (Flensburger Hof)

In der Berufsschule erhielt ich für meine erste Facharbeit eine Eins. Eine unglaubliche Eins! Aber hallo. Das hatte ich an meiner geliebten „Tim-Kröger“ in keinem Fach je

erreicht, nicht einmal davon geträumt. Ich fragte also meines Berufschullehrer Frenzel etwas perplex, ob er sich nicht vielleicht in der Note vergriffen hätte. Nein, bestätigte er gerne, das hätte er nicht. Die Eins wäre berechtigt und echt. Das begeisterte mich! Ich war richtig gut!

Ich entschied mich daraufhin, mich in die Ausbildung (heute würde man wohl sagen) „richtig reinzuhängen“. Das habe ich getan und durchgehalten. Meine theoretische Abschlussprüfung habe ich nach den drei Jahren tatsächlich mit einer Eins bestanden.

Die praktische Prüfung verlief durch einen „tragischen“ Zwischenfall leider so, dass nur eine Zwei herauskam. Keine Katastrophe für mich, aber schade. Dazu gleich mehr. Die „theoretische Eins“ führte mich in den Landesentscheid Schleswig-Holstein um den besten Kellner. Da glänzte ich auch. Ich muss aber sagen, dass meine Lehrherren und die Frau Ohm mich grandios unterstützt haben!

1961. Siegende Kellner „Schleswig-Holstein“, rechts: Paul Lenz (Wappenklause Neumünster)

In der Folge gehörte ich zur Kellner-Mannschaft Schleswig-Holstein bei der Deutschen Kellner-Meisterschaft am Stuttgarter Killesberg. Wir waren fünf: je einer aus Lübeck, Heide, Kiel, Pinneberg und Flensburg. Und alle fünf waren gut, verdammt gut. Was niemand für möglich gehalten hatte, unser Team schlug alle anderen – auch die favorisierten Abonnements-Meister aus Hamburg – und zwar „nach Strich und Faden"! Wir wurden 1961 deutscher Mannschaftsmeister.

1961. Siegermannschaft Schleswig-Holstein „Kellner und Köche“ mit unbekannte Dame, im Anzug: Paul Lenz (Wappenklause Neumünster)

Während des Berufswettkampfes hatten wir sogar Bedienungsgeld erhalten. Das verfeierten wir in der Nacht vom 16. Auf den 17. Februar 1962 auf einer rauschenden Party in der WAPPENKLAUSE in Neumünster. Keiner von uns hat im Lokal den Orkan VINCINETTE bemerkt, der in der Nacht über Schleswig-Holstein fegte und die Große Sturmflut von 1962 an der Nordseeküste bis hinunter nach Holland und in Hamburg auslöste, der in Deutschland insgesamt 340 Menschen zum Opfer fielen. Es war die erste der Nächte, nach denen Helmut Schmidt einen unangreifbaren Ruf als anpackender Krisenmanager erworben hatte.

Wikipedia schreibt: „Da Helmut Schmidt zuvor als Abgeordneter des Bundestages mit Verteidigungsangelegenheiten befasst war und die meisten Kommandierenden der NATO persönlich kannte, konnte er noch am Morgen des 17. Februar, obwohl verfassungsrechtlich nicht dazu befugt, NATO-Streitkräfte und hier insbesondere Pioniertruppen mit Sturmbooten sowie 100 Hubschrauber der Bundeswehr und der Royal Air Force anfordern, welche die ca. 25.000 zivilen Helfer u. a. des Deutschen Roten Kreuzes, des Technischen Hilfswerkes und der schon seit Beginn der Katastrophe im Dauereinsatz befindlichen Feuerwehren unterstützten."

Wikipedia korrigiert das insofern, dass diese bekannte und stets publizierte Geschichtsdarstellung nur begrenzt mit der Realität übereinstimme. Denn zur Zeit seiner Telefonate und Telegramme an diesem Vormittag waren in den bedrohten Gebieten an der deutschen Nordseeküste und deren Hinterland bereits Tausende von Soldaten der Wehrbereichskommandos I (Kiel) und II (Hannover) im Einsatz, also auch in Hamburg.

Das Hamburger Schutzpolizei-Kommando hatte die Bundeswehr nach Eintreffen von Polizeipräsident Buhl bereits um 01:30 Uhr in der Nacht um Hubschrauber für den Einsatz mit Tagesanbruch gebeten. Daher trafen gegen 09:00 Uhr bereits die ersten Hubschrauberstaffeln aus Bückeburg, Celle und Rheine ein.

Schmidt erklärte später, seiner Heimatstadt helfen gewollt zu haben, ohne vorher im Grundgesetz über seine Kompetenzen nachgeschaut zu haben. Mag sein. Bei dieser Darstellung wird allerdings übersehen, dass es 1962 bereits seit sechs Jahren (also seit den Anfängen der Bundeswehr) geübte Praxis war, die Streitkräfte in schwierigen Situationen zu Hilfe zu rufen.

Nichtsdestotrotz machte sein energisches Krisenmanagement Schmidt bundesweit bekannt; es war die Grundlage einer Politikerkarriere, die in Schmidts Amtszeit als Bundeskanzler von 1974 bis 1982 gipfelte." Wikipedia Ende.

Was war jetzt bei der praktischen Prüfung passiert?

Meine letzte Prüfungsaufgabe bestand darin, eine Salatplatte mit gekochtem Ei und zusätzlich Remoulade zu servieren. Normalerweise überhaupt kein Problem, was soll da schon schief gehen? Ausgerechnet dieses eine verdammte halbe Ei rutschte mir beim Servieren vom Teller in den Schoss einer Prüferin, Frau Andresen vom Kieler Yacht Club. Sie hatte natürlich eine Serviette auf dem Rock liegen, insofern passiert ihrer Kleidung nichts. Mich ritt wohl der Teufel, dass ich mich nicht sofort geflissentlich und höflich entschuldigte, sondern rotzfrech fragte, ob ich Ihr die Remoulade auch auf den Schoß servieren solle? Zensur: Eine Zwei wegen Frechheit.

Ja, so war das damals.

Eines Tages (1961?) fand wie so häufig eine große Feier im Hotel statt. Kieler Hautevolee, die Damen in Lang, die Herren in Schwarz-Weiß. Super Stimmung. Alle glücklich. Ich hatte bis ca. 22.00 Uhr im Saal bedient, ab 22.00 Uhr „gab" ich den Barkeeper. Auch kein Problem. An der Bar saß eine vereinsamte attraktive Dame. Immer noch kein Problem. Wir plauderte, ich schäkerte neben der Arbeit – ein wenig – mit ihr, sie lachte, flirtete (auch ein ganz klein wenig) mit mir. Ich war hinter der Bar festgenagelt, konnte ihr also keinesfalls nahe oder gar zu nahekommen. Ab und zu tauchte ihr im Laufe des Abend immer stärker angetrunkene Ehemann auf, kontrollierte die Lage, fand sie (noch) überschaubar und verschwand wieder. Sie saß weiterhin an der Bar und trank das eine oder andere Glas. Irgendwann tauchte „er" wieder auf. Ich befand mich weiterhin hinter der Bar, verhielt mich superprofessionell – was bedeutete, meine Hände an Flaschen und Gläsern und keinesfalls an „ihr". Ich weiß beim besten Willen nicht, was der Auslöser war, plötzlich schüttete er

mir ein Glas Sekt ins Gesicht und pöbelte mich an. Ich war perplex und fühlte mich völlig zu Unrecht angegriffen, packte meine Kasse ein, schloss die Bar und beschwerte mich beim Direktor Mau, dass ich mir so etwas auch vom besten Gast nicht gefallen lassen müsste. Wohl weil er mich für total unschuldig hielt, und ich für nichts etwas konnte, und ich auch die Dame weder ungebührlich berührt noch angesprochen hatte, wollte die Geschäftsleitung mich nicht bestrafen. Aber die Direktion konnte die Situation nicht wirklich einschätzen – zu bestrafen war offenbar nichts, belobigen konnte man mich auch nicht, aber irgendwie reagieren musste man.

In der Folge wurde ich erst einmal aus dem normalen Dienstplan gestrichen, „durfte" Überstunden „abfeiern" etc. Es war eine ausgesprochen dumme Situation. Ich bin nach einiger Zeit dann wieder ganz normal zu Dienst erschienen. Das wurde kommentarlos akzeptiert. Aber irgendwie war die Situation für beide Seiten nicht gut…

Als einziger von den Kellner-Lehrlingen wurde ich in ein reguläres Arbeitsverhältnis übernommen und blieb noch für ca. ein halbes Jahr im Flensburger Hof. Alles wie am Schnürchen, ich erledigte meine Arbeit und alle – Gäste und Chefs – waren zufrieden.

Bald darauf reifte in mir der Entschluss, mich beruflich zu verändern. Die Zeit im Flensburger Hof war gut gewesen, ich hatte dort sehr viel gelernt, man hatte mir auch berufliche Chancen eröffnet – alles gut, aber ich war entschlossen, die nächsten großen Schritte auf meinem beruflichen Weg in anderen guten Hotels zu wagen.

Natürlich wusste ich inzwischen aus Gesprächen mit Kollegen und Vorgesetzten, wenn ich Karriere machen wollte – und Karriere machen wollte ich machen, wofür war ich

Deutscher Mannschaftsmeister geworden? –, musste ich Auslandserfahrungen in richtig guten Hotels in meiner beruflichen Vita vorweisen können. Und ich musste Sprachkenntnisse erwerben: Französisch, Englisch, Italienisch… Ich dachte ein paar Wochen lang nach und entschied mich schließlich, mein Glück in der Schweiz zu suchen.

Es hatte sich bis zu mir herumgesprochen, dass vor allem die wichtigsten Schweizer Hotels mit den Großen Namen alles hatten: Einen verdammt guten Ruf, man sprach dort vier Sprachen – und… es war die Schweiz! Vielleicht nicht die weite, aber die große Welt.

„Genau mein Ding“, dachte ich mir, „genau die Herausforderung, die ich suchte“. Weitere Gedanken machte ich mir im Moment erst einmal nicht.

Ich war mit meinen inzwischen 19 Jahren jung, aktiv und optimistisch – mir gehörte die Welt! Wem sonst sollte sie gehören, wenn nicht mir? Also die Schweiz!

Aber bevor wir uns gemeinsam auf den Weg in die Schweiz machen, muss ich noch ein anderes Thema abhandeln:

Eiswinter 62/63. Der fast zugefrorene Kanal… war nicht das Problem. Viel problematischer für die Schifffahrt war, dass die Zufahrtswege auf der Ostsee zugefroren waren. Quelle[26]

[26] Stadtarchiv Kiel 76575/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Mutter und Vater

Ich bin ´43 geboren – mitten im Krieg, mitten in der schlechten Zeit. ´44 wurde meine Familie ausgebombt. Es herrschten Hunger, Mangel und Not. Vater war nicht da – angeblich hat er den Westwall gebaut… Aber was er in der Zeit tatsächlich gemacht hat, ist in der Familie nie restlos geklärt worden. Mutter musste mich allein aufziehen. Es müssen Bedingungen geherrscht haben, unter denen es sicherlich sehr schwer war, für ein Baby zu sorgen.

Ab 1955 war meine Mutter mit dem Neubau und dann dem Betrieb der Waffenschmiede wieder eine selbstständige Unternehmerin, Vater war und blieb Postbeamter, und zwar offenbar mit Leib und Seele. Denn im Hotel machte er nix, keinen Handschlag, was eventuell die bessere Lösung war, weil er wohl zwei linke Hände hatte. Gut, er kontrollierte wohl auch mal die Heizung und (be)schnitt einen Busch im Garten, aber das war es im Grunde genommen auch, was er zum Betrieb des Hotels seiner Frau beitrug. Jedenfalls kann ich mich nicht an signifikante Beiträge erinnern.

Wir Kinder liefen *bi Moddern* „so nebenher“, vor allem der Betrieb musste laufen – wir mussten funktionieren, um den Betrieb möglichst nicht zu stören. Es war das Ende der „schlechten Jahre“ und der Beginn des deutschen Wirtschaftswunders. Und Vater war als Busfahrer wieder den lieben langen Tag nicht da – er fuhr seine Postbusse nach Bad Segeberg, Neumünster oder Hamburg.

Mutter weigerte sich damals zum Beispiel standhaft, meinen Bruder und mich morgens zu wecken, damit wir rechtzeitig zur Schule kamen. Das mussten wir selbst organisieren. In dieser Zeit lernte ich, mir einen inneren Wecker zu

stellen und auf sein „Klingeln“ zu hören. Seitdem wache ich bis heute drei Minuten vor der eingestellten (inneren) Weckzeit auf. Immer. Das hat mir in meinen Schweizer Jahren sehr geholfen – da bin ich morgens auch nach vielleicht nur einer oder zwei Stunden Schlaf pünktlich aufgewacht. Bis auf ein Mal – aber dazu später mehr.

Das Verhältnis zu meinem Vater war für uns beiden Jungs sehr kühl oder distanziert. Er hat uns dabei nicht etwa schlecht behandelt oder etwa häufig geschlagen, nein, aber ein toller Vater oder einer auf den wir stolz waren, war er auch nicht. Aber wenn es Schläge gab, dann nicht von der Mutter, sondern von ihm!

Meine spät geborene Schwester konnte ihn dagegen immer um den Finger wickeln – sie war Vaters Liebling, sein Augenstern… Aber das soll in manchen Familien ja so sein. Als sie heiratete, erwies er sich natürlich als sehr spendabel.

Ich erinnere mich bewusst ab 1947, diesen „a…kalten“ Winter werde ich nie vergessen. Also weiß ich, dass es 1947 war. In den fünf Jahren bis zur Geburt meiner Schwester war ich „Nummer eins“. Mit der Geburt meiner Schwester änderte sich das (natürlich). Vielleicht lag es daran, dass ich mich zurückgesetzt fühlte?

Einmal haben sich beide aber wirklich für mich in die Bresche geworfen: Das war, als die Holtenauer Volksschullehrer mich nicht für die weiterführende Schule empfehlen wollten – und das nur, weil ich nicht immer alle Hausaufgaben erledigt hatte, ehrlich gesagt waren es wenige gewesen! Vielleicht hatten die beiden ein schlechtes Gewissen, weil sie vorher nicht aufgepasst hatten? Wie auch immer, in der Situation haben die beiden (!) wie die Löwen für mich gekämpft – und gewonnen. Dafür bin ich ihnen dankbar.

Er hat es zugelassen, dass ich mit zwölf oder dreizehn Jahren als Gast als Moses wochenlange Fahrten in Ost- und Nordsee mit der „Kohlfleet“ machen durfte – dem hätte sicherlich nicht jeder Vater zugestimmt.

Bis zu meiner Abfahrt in die Schweiz war er zwar Max Rieken, also mein Vater, aber ich habe ihn nicht als den liebevollen Vater erlebt, den ich hätte haben wollen, den jedes Kind hätte haben wollen. Er war da, ja, er war Vater, ja, aber in meiner Erinnerung war er gleichzeitig auch irgendwie nicht präsent. Nicht als Vater, der einen auch mal in den Arm nahm. Andererseits hat er mich als Schulkind mit in die Spätvorstellung im Kino genommen – wahrgenommen hat er mich also, und gekümmert hat er sich auch um mich. Aber da fehlte immer etwas…

Das Verhältnis zur Mutter war dagegen eher warm. Gut, da war das die in ihrem Leben die Hauptrolle spielende Hotel, aber danach kamen wir. 1956 wurde die neue WAFFENSCHMIEDE am Friedrich-Voß-Ufer eröffnet. Am Eröffnungstag war ich aus irgendeinem Grunde nicht dabei, aber ab dem zweiten Tag habe ich hinter dem Tresen gestanden und ihr geholfen – und gutes Geld verdient.

Ich war gerade 13 Jahre alt, sah aber wohl fünf Jahre älter aus – ich ging zum Beispiel in die Bergschänke in der Kieler Bergstraße (Geld hatte ich ja), saß mit den Alten am Tresen, redete mit ihnen und trank mein Bier und meinen Korn, musste aber gegen 20.00 Uhr oder wenig später zuhause sein. Woran ich mich auch gehalten habe. Wohl gemerkt, ich ging damals noch zur Schule! In dem Alter hatte ich es ja auch schon mit Mädchen, und Vater steckte mir ab und zu eine Packung „Präser“ zu, damit nix passierte! Da muss er ja wohl einiges mitbekommen haben, ich weiß wirklich nicht, ob es ihm egal war, oder ob er es mir gönnte? Aus heutiger

Sicht, war ich damals ein verdammt frühreifes Kerlchen, und ich weiß nicht, ob ich so war, weil sie sich nicht sehr um mich kümmerten, oder kümmerten sie sich nicht so sehr um mich, weil sie in mir schon den Achtzehnjährigen sahen? Alle haben mir ein höheres Alter als mein wahres Alter abgenommen, ich war als fünf Jahre älterer Kerl einfach glaubhaft.

Das Verhältnis zu meiner Mutter war gut. Wir haben uns umeinander gekümmert. Sie schickte mir Skisachen als ich mit Schlips und Kragen im winterlichen Arosa auftauchte, was wirklich nicht passen war, und ich erinnere mich, dass meine Mutter mir einmal einen Brief in die Schweiz schrieb, in dem sie darüber klagte, dass sie Bank- resp. Geldprobleme hätte. Es ginge um 3.000 DM. Ich habe mir am nächsten Tag das Geld besorgt, habe mich in mein Auto gesetzt und bin nach Holtenau gefahren, um ihr das Geld zu übergeben. Am nächsten Tag bin ich zurück in die Schweiz gefahren. Ich meine, das macht man doch nicht, wenn man seine Mutter nicht liebt, oder?

Das gute Verhältnis zu ihr änderte sich für mich erst, nachdem wir IHR das die Waffenschmiede zu sehr fairen Bedingungen abgekauft hatten, und sie meinen Geschwistern aus mir absolut nicht einsehbaren Gründen irgendwann erzählt hatte, dass sie uns die WAFFENSCHMIEDE geschenkt hätte. Von dem Moment an lag häufiger „Donner in der Luft“. Was sie nicht daran hinderte, noch über Jahre ihr berühmtes „Labskaus á la Rieken“ für unsere Gäste zu kochen.

Bevor ich Sie mitnehme auf meine erste Reise in Schweiz, möchte ich erwähnen, dass meine Mutter es sehr bedauert hat, dass ich dem Ruf der Ferne folgen wollte – und die Schweiz war damals fern! Über 1.000 Kilometer weg von Holtenau! Wir sprechen immerhin von Jahr 1962! Ich war schon in Finnland und Schweden gewesen – das war auch weit… Aber da war ja auch ganz normales Wasser zwischen mir und Holtenau gewesen. Da ist die Entfernung für einen von der Küste ja wie nix! Aber mit der Schweiz war das doch anders, ganz anders, nämlich kein Wasser! Dann kamen noch diese Berge hinzu (die ich später lieben lernen sollte).

Reisen war zwar inzwischen wieder etwas Normales geworden, aber den Beruf im Ausland auszuüben, war dann schon noch ein anderes Ding.

Über die zentrale Arbeitsvermittlung in Frankfurt/M. erhielt ich meine erste Stelle in der Schweiz als COMMIS DE RANG im PALAST HOTEL LUGANO.

Was ein COMMIS DE RANG ist? Ganz einfach, es ist die Position eines Jungkellners direkt nach der Lehre, sozusagen das vierte Lehrjahr, in dem man in der Schweiz zwischen nichts und so gut wie nichts verdient. Ich werde ein wenig später auf die Begriffe der Karriereleiter vom Commis (den kennen Sie jetzt schon) bis zum 1. Oberkellner erläutern. Ich würde als Commis beginnen müssen, ganz unten – aber immerhin in einem guten Haus. „Zukunftsorientiert“ würde man das heute nennen.

Am Abend vor der Abreise tagte der Stammtisch in der WAFFENSCHMIEDE, und unter anderem wurde mein Vater quer durch den Raum laut genug gefragt, dass alle es hören konnte (ich auch), ob er mir denn auch genug Geld mitgegeben habe – von wegen der Reise, und ich müsste ja auch von irgend etwas leben, bis ich mein erstes selbst verdientes

Geld ausgezahlt bekäme. Vater war völlig perplex von diesem Ansinnen: „Seid Ihr verrückt?“, hat er entsetzt gesagt, „dem Kerl auch noch Geld mitgeben? Der ist ja doch in vierzehn Tagen wieder da!“

Nein, war ich nicht (vielleicht weil er es gesagt hat?), und nein, er hat tatsächlich nichts herausgerückt. Das tat Mutter an seiner Statt, sie steckte mir ein paar Mark zu. So sind Mütter eben.

Von meinem Vater habe ich wirklich nicht viel mit auf den Weg (des Lebens) bekommen. Wir haben uns auch nicht gut verstanden. Eines habe ich allerdings von ihm übernommen: „Wenn Du am Nachmittag Zeit zum Schlafen hast, dann tue es!“, hat er gesagt. Das erscheint nicht viel, und das ist es wohl auch nicht, aber ich habe mich bis heute darangehalten. Ich bin überzeugt, dass er mit seinem Rat viel zu meiner guten Gesundheit beigetragen hat.

Abreise

Egon Fockroth, der Ehemann der Bedienung meiner Mutter fuhr mich mit dem Auto zum Hauptbahnhof in Kiel. Ich hätte auch mit der Straßenbahnlinie 4 von der Endstation an der Kanalfähre bis zum Bahnhof fahren können, aber dann hätte ich meinen Koffer bis zur Fähre tragen müssen. So war es schöner und viel bequemer – und viiieeel weltmännischer….

Der Zug nach Hamburg wurde damals noch von Dampflokomotiven gezogen. Häufig von Lokomotiven der Baureihe 23, das ist die mit drei (übermanns?)großen Rädern. Im Führerstand schaute der Lokführer schon ziemlich dreckig aber wahnsinnig lässig aus seinem Fenster. Der zweite Mann auf

der Lok war der Heizer, der bis Hamburg-Hauptbahnhof mehrere Tonnen Kohle in den Kessel werfen musste. Ein echter Scheißjob! Ich weiß nicht mehr, ob Egon noch eine Bahnsteigkarte[27] kaufen musste, um mich zu meinem Waggon bringen zu dürfen. Das muss in Kiel ungefähr in dieser Zeit abgeschafft worden sein. Vorher durfte man den Perron jedenfalls nur mit Bahnsteigkarte (für 20 Pfg.?) betreten. Das wurde kontrolliert, und die kleinen, aber dicken Pappkärtchen (ca. 3 cm mal 5 cm) wurden sorgfältig gelocht, damit man sie ja nicht zweimal verwenden konnte.

Von Kiel ging es also mit der Eisenbahn erst nach Hamburg. Im Hauptbahnhof stieg ich nach meiner Erinnerung in den sagenhaften Gotthard-Express, mit dem es über Frankfurt/M., Basel, Zürich und Bellinzona nach Lugano ging, ein. Bei aktuellen Nachforschungen zeigte sich allerdings, dass meine Erinnerung mich eventuell getäuscht hat, denn der eigentliche Gotthard-Express fuhr nach diesen Unterlagen erst von Basel nach Mailand. In Deutschland gab es allerdings Kurswagen, die dem Gotthard-Express in Basel angekuppelt wurden. Wahrscheinlich saß ich in so einem Kurswagen und damit „zur Hälfte" schon im Gotthard-Express. Mir war das damals allerdings völlig egal, Hauptsache es ging los. Für mich fuhr der „St. Gotthard-Express" ab Hamburg. Das war Reisen vom Allerfeinsten. Und allein der Name und die Städte, die ich passierte… In den Speisewagen ging ich nicht, viel zu teuer. Aber noch Jahrzehnte später gab es zwischen Hamburg und Kiel in manchen Fernzügen Mitropa-Speisewagen, in denen über offenem Feuer Steaks und

---

[27] Unglaublich, aber wahr: Der Hamburger Verkehrsverbund (HVV) ist 2021 der letzte noch verbleibende deutsche Verkehrsverbund mit Bahnsteigkarten

Bratkartoffeln zubereitet wurden[28]. Grandios. Vielleicht nicht unbedingt die Qualität der Speisen – aber während er Fahrt zu essen: Das war ganz große weite Welt, das war geradezu mondän und hatte einen Touch von „Mord im Orient-Express“.

Ich fuhr fast die ganze Strecke – von Hamburg bis Lugano. Mein Gott, ich war mit erst 19 Jahren schon ein Mann von Welt geworden. Ein sehr junger Mann, aber tatsächlich einer „von Welt“.

[28] Behauptet mein Co-Autor, selbst erlebt und genossen zu haben